

Karl-Heinz Ohlig

Na – so was

Der Streit um die Zulassung von nichtkatholischen Ehepartnern zur gemeinsamen Kommunion ist nur noch peinlich

Bezüglich ihrer Auffassungen zur Ehe hat die katholische Kirche noch viel aufzuarbeiten. Hierbei spielt auch die Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen eine zentrale Rolle.

Nichts davon aber bewegt zur Zeit die Gemüter. Dafür aber ein anderes Problem, von dem man annehmen sollte, es sei keins: Die Zulassung des nichtkatholischen Partners einer konfessionsverschiedenen, also sog. Mischehe zur katholischen Kommunion.

Dies ist im Grunde nur ein elitäres Phänomen: Der Wunsch zum gemeinsamen Kommunionempfang ist nur dann gegeben, wenn beide Partner einer Mischehe wirklich sehr religiös sind und die gemeinsame Kommunion als erstrebenswert empfunden wird. Darüber hinaus gibt es auch Anlässe, an denen aus weiteren Gründen eine solche Praxis sehr angemessen wäre, z.B. bei einer Erstkommunion der katholischen Kinder aus einer Mischehe.

Die Deutsche Bischofskonferenz hatte im Februar diese Möglichkeit mit großer Mehrheit eröffnet, allerdings mit reichlichen „katholischen“ Einschränkungen: Zuvor muss in einem Gespräch mit einem Priester oder sonstigen Funktionär überprüft werden, ob der nichtkatholische Partner vertrauenswürdig ist, sogar die katholische Abendmahlslehre bejaht. Erst dann ist „im Einzelfall“ eine Zulassung möglich. Ziemlich absurd: wer möchte schon solche Umstände auf sich nehmen?

Aber das ging sieben deutschen Bischöfen dennoch zu weit: Sie appellierten an Rom, weil diese Regelung den gesamtkirchlichen Normen widerspräche. Es fand eine Diskussion der deutschen Bischöfe im Vatikan

statt, die aber – wie überall geschrieben steht – ergebnislos geblieben ist. Die deutschen Bischöfe sollten selbst eine Einigung anzielen. In einem Punkt ist dieser Sachverhalt dennoch begrüßenswert: im Vatikan teilte man nicht die Meinung der Minderheitsbischöfe, hier handele es sich um eine Frage, die für die Gesamtkirche von Bedeutung sei – sie solle ohne Rom im Land selbst entschieden werden.

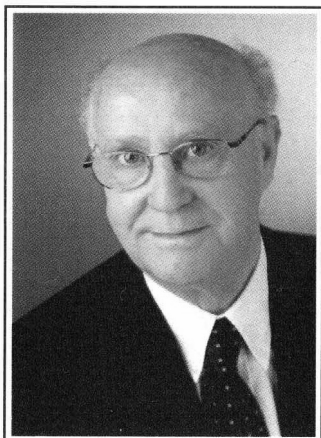
Aber davon abgesehen, ist die ganze Sache lächerlich. In immer neuen Artikeln in allen möglichen Zeitungen wird über den Streit berichtet, der biedere Katholik liest dies – und schämt sich. Vor allem, weil von beiden Seiten schweres Geschütz aufgefahren wird: Die Kritiker unter Führung von Kardinal Woelki, Köln, behaupten, der Lösungsentwurf der Bischofskollegen sei nicht „mit dem Glauben und der Einheit der Kirche vereinbar“. Die Mehrheit, vertreten durch Kardinal Marx, hält dagegen. Wie sehr aber auch sie in den Bahnen des Kirchenrechts befangen ist, zeigt sich in der Mühe, mit der Kardinal Marx die Mehrheitsposition als vereinbar mit dem Kirchenrecht aufzeigen will. Weil dieses für die Zulassung zur Kommunion eine „schwere geistliche Notlage“ voraussetzt, sieht er diese gegeben, wenn der nichtkatholische Ehepartner nicht an der katholischen Kommunion teilnehmen kann.

Der heutige Normalmensch wird sagen: Na und? Er wird daran nicht zugrunde gehen.

Oder doch besser: Warum geht er nicht einfach, wenn er sich im Gespräch mit seinem Partner dazu entschieden hat, mit zur Kommunion? Zumindest in den städtischen Gemeinden wird dies kaum auffallen, und wenn doch, wird sich keiner darüber aufregen. So haben es bisher schon viele Paare aus konfessionsverschiedenen Ehen gehalten.

Und die katholische Kirche sollte sich fragen, wie lange sie noch nach Normen eines in vielen Bereichen antiquierten Kirchenrechts heutige Fragestellungen entscheiden will.

Gedenken an Paul Müller



Unser Herausgeber- und Redaktionsmitglied Paul Matthias Müller, Priester der Diözese Trier und Studiendirektor im saarländischen Schuldienst, ist am 6. April 2018 im Alter von 89 Jahren gestorben. Er war Gründungsmitglied unserer Zeitschrift *imprimatur*, an deren Gestalt und Inhalt er fünfzig Jahre lang mitgewirkt hat. Er war der älteste von uns und nahm an so gut wie allen Redaktionssitzungen teil; nur in den letzten beiden Jahren, als das Alter seinen Tribut einforderte, war dies nicht mehr möglich. Aber durch unsere E-Mail-Verbindungen und persönlichen Gesprächen bei Besuchen war er immer informiert.

Paul Müller war eine beeindruckende Persönlichkeit; nicht nur uns, sondern alle, mit denen er zu tun hatte – und das waren viele – beeindruckte er durch sein humanes und differenziertes Denken. Er liebte die Kirche, beurteilte aber viele Entwicklungen und Entscheidungen kritisch, weswegen er an der Gründung und dem Fortbestand unserer Zeitschrift mitwirkte.

Er war ein freundlicher und gelassener Mensch, der bei aller engagierten Kritik stets ausgleichend wirkte.

Paul Müller wurde 1929 in Gerolstein in der Eifel geboren. Nach seinem in Kriegs- und Nachkriegszeiten schwierigen Schulbesuch und einem Studium an der Katholisch-Theologischen Fakultät Trier wurde er Kaplan in Koblenz. Von diesen frühen Zeiten erzählte er in den letzten Jahren immer wieder.

Danach wurde er Studienrat und –direktor an Gymnasien in Lebach und dann in Saarbrücken in den Fächern Katholische Religion und Philosophie. Viele Schüler waren von seinem Unterricht in beiden Fächern sehr angetan. So hat z.B. Erwin Warken, Geschäftsführer bei Mannesmann, der übrigens in derselben Woche wie Paul Müller gestorben ist, die hohe Wertschätzung seines langjährigen Religionslehrers immer wieder bekundet. Er sagte: „Paul Müller war mein wichtigster Lehrer. Er hat mir die ethischen Überzeugungen vermittelt, die von Bedeutung für meinen Aufstieg bei Mannesmann geworden sind. Es war eine philosophisch fundierte ethische Berufseinstellung. Dafür bleibe ich ihm mein Leben lang dankbar.“

Auch über die Schule hinaus engagierte er sich in vielfältiger Weise: er war Mitglied des Priesterrates, wurde vom Bischof sowohl dem Kultusminister wie dem Intendanten des Saarländischen Rundfunks als kirchlicher Beauftragter vorgeschlagen, war u.a. Mitglied des Rundfunkrates, Vorsitzender des Programmbeirates und Vorsitzender der Landesfachkonferenz Religion.

Nebenbei sei noch erwähnt: er war in seinen jüngeren Jahren ein leidenschaftlicher und beachtlicher Fußballspieler. In seiner Lebacher Zeit war er Stammspieler in der Lehrerschulmannschaft.

„*imprimatur*“ war für Paul Müller ein nicht unwichtiges Element für sein Selbstverständnis. Sein redaktioneller Schwerpunkt lag in Beiträgen zur Theologie und ihren philosophischen Implikationen. In zahlreichen Rezensionen war er auf der Suche nach kreativen theologischen Büchern. Paul hat manchen Leser an uns gebunden. Wir haben gerne mit ihm zusammengearbeitet. Sein versöhnendes Naturell werden wir in unseren Redaktionssitzungen vermissen.

Frau Oberstudiendirektorin Theresia Lux war für Paul Müller über viele Jahre seine Dialogpartnerin. Als ihn seine Kräfte verließen, hat sie ihm bis zu seinem Tod ebenso großmütig wie aufopfernd Beistand geleistet.

Die Redaktion

Norbert Scholl

I had a dream

Die Vorgeschichte

Das Grundanliegen der Botschaft Jesu fasst der Evangelist Markus so zusammen: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Wagt ein Umdenken und vertraut euch meiner froh machenden Botschaft an!“¹ Gebt euch nicht mit dem „bewährten Alten“, mit der „geheiligten Tradition“ zufrieden!

Wiederholt erzählen die Evangelien, dass *Jesus* mit Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft und Gruppierung die Tischgemeinschaft sucht – mit seinen engsten Freunden und Vertrauten, mit Leuten, die ihm voll Misstrauen begegnen, mit Ausgestoßenen und Verachteten, mit Orientierung Suchenden und Outcasts. Das brachte ihm von seinen Gegnern den Vorwurf ein, er sei ein „Fresser und Weinsäufer“ und „ein Freund von Zöllnern und Sündern“.² Jesus deutet diese „Inklusions-Gelage“ (Martin Ebner) als Zeichen der Verbundenheit und Gemeinschaft Gottes mit allen Menschen. Menschen begegnen einander hier auf Augenhöhe. „Selig, wer im Reich Gottes am Mahl teilnehmen darf“.³

Jesus hat bei seinen Mählern die vorherrschende römische Gesellschaftsordnung auf den Kopf gestellt: Da erhielten höhergestellte Persönlichkeiten und freie Bürger mehr und Besseres als andere. Bei Jesus aber bekommt jeder was er möchte und so viel er möchte. Jesus achtet nicht auf soziale Unterschiede. Wer in nachösterlicher Zeit in Erinnerung an Jesus in Gemeinschaft isst und trinkt, hat sich an die Regeln zu halten.

Das letzte Mahl Jesu

Wie das letzte Mahl Jesu mit seinen Freunden verlaufen ist, wissen wir nicht genau – trotz der viermaligen Bezeugung im Neuen

Testament.⁴ Der älteste Text über das Abendmahl findet sich im ersten Brief an die Gemeinde von Korinth. Paulus hat diesen Brief um 55 n. Chr. verfasst. Er betont, er habe „vom Herrn empfangen“, was er „überliefert“ habe. Ähnlich lautet der Text der Erzählung im Lukasevangelium (um 90 n. Chr.). Markus, das erste Evangelium (um 70 n. Chr.), und Matthäus (um 85 n. Chr.) bringen eine etwas andere Version. Hier lauten die Deuteworte über Brot und Wein anders als bei Paulus und Lukas. Bei Markus und Matthäus sind sie genau parallel gefasst – „Das ist mein Leib“ und „Das ist mein Blut“, bei Paulus und Lukas ist diese exakte Parallele nicht gegeben: „Das ist mein Leib – Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut.“ Weiterhin ist bemerkenswert, dass Jesus (nach Paulus und Lukas) einen Auftrag erteilt: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Bei Markus und Matthäus unterbleibt das. Und schließlich werden bei Paulus und Lukas die Teilnehmer direkt angesprochen: „... mein Leib *für euch*.“ Markus und Matthäus bringen am Ende des Kelchwortes den Zusatz „... das *für viele* vergossen wird.“

Beobachtungen bei Lukas

Der Evangelist Lukas erzählt, dass Jesus zuerst auf die Bedeutung dieses Mahles hingewiesen habe: „Mit Begier habe ich begehrt, dieses Passah mit euch zu essen vor meinem Leiden. Denn ich sage euch, dass ich es nimmermehr esse, bis dass es erfüllt ist in der Königsherrschaft Gottes“.⁵ Dann nimmt Jesus einen Becher, spricht ein Dankgebet und sagt: „Nehmt *dies* und teilt *es* unter euch. Denn ich werde von nun an vom Gewächs des Weinstocks nicht mehr trinken, bis das Reich Gottes kommt.“⁶ Die Evangelisten Matthäus und Markus bringen dieses Wort erst im Anschluss an das gemeinsame Mahl.⁷

Vom Reich Gottes ist bei Lukas, wenngleich indirekt, auch wieder unmittelbar im Anschluss an das (zweite) Trinken aus dem Becher und dem angekündigten Verrat des Judas die Rede: „Es geschah auch ein Streit

¹ Mk 1,15.

² Mt 11,19.

³ Lk 14,15.

⁴ Mk 14, 22-25; Mk 26,26-29; Lk 22, 15-20; 1 Kor 11,23-26.

⁵ Lk 22,15-16.

⁶ Lk 22,18.

⁷ Mt 26,29; Mk 14,25.

unter ihnen, wer von ihnen angesehen werde, größer zu sein: Er aber sprach zu ihnen: Die Könige der Völker herrschen über sie, und Wohltäter werden genannt, die Gewalt ausüben über sie. Ihr aber nicht so! Sondern der Größere unter euch werde wie der Jüngere und der Leitende wie der Dienende. Denn wer ist größere, der zu Tische Liegende oder der Dienende? Nicht der zu Tische Liegende? Ich aber, inmitten von euch bin ich wie der Dienende.“⁸ Dieser Rahmen für das Abendmahl gibt einen Hinweis darauf, dass auch dieses letzte gemeinsame Essen und Trinken Jesu mit seinen Freunden als Zeichenhandlung zu verstehen ist, die auf die Vollendung der Gemeinschaft im Reiche Gottes weist.

„Das - mein Leib“

Eine sichere Rekonstruktion der Deuteworte Jesu über das Brot und über den Wein ist nicht möglich. Denn Jesus hat höchstwahrscheinlich aramäisch gesprochen und im Aramäischen kommt das dem deutschen „ist“ entsprechende Wort gar nicht vor. Jesus dürfte vermutlich also gesagt haben: „Das – mein Leib.“ Die gesamte Diskussion über den Sinn des „ist“ hängt damit eigentlich von vornherein in der Luft.

Eine weitere Schwierigkeit kommt hinzu. Die Evangelien sind in Griechisch geschrieben. Und da ist eine höchst interessante Beobachtung zu machen. Das (griechische) Deutewort „*Das ist mein Leib*“ weist gerade *nicht* auf das Brot hin, sondern genau genommen *vom Brot weg*. Denn das an dieser Stelle verwendete *sächliche* Demonstrativpronomen „das“ („*touto*“) kann sich gar nicht auf das zuvor erwähnte Brot beziehen, weil „Brot“ im Griechischen *männlich* („*ho ártos*“ = „*der Brot*“) ist. Das „Wesen“ der Deuteworte lässt sich also gar nicht eindeutig auf das Brot fixieren. Es ließe sich gut vorstellen, dass Jesus beim Mahl den Brotfladen in die eine Hand nahm und mit der anderen in die kleine Runde der Teilnehmer am Mahl wies. Dann würde Peter Trummer mit seiner Vermutung Recht haben: „Die ursprüngliche jesuanische Deutung: *Das ist mein Leib* bezieht sich gar nicht auf das Brot, sondern auf die Anwesenden, oder noch genauer: auf deren *Tun*. Ihr gemeinsames Essen wird von Jesus als

der symbolische Aufbau seines Leibes gedeutet. [...] Nicht Brot und Wein als solche, sondern das gemeinsam erinnernde *Essen und Trinken* sind das Wesentliche am Sakrament.“⁹ Es geht streng genommen um das Mahl insgesamt. Und zwar um den Zeichencharakter des Mahles als Hinweis auf das kommende Reich Gottes.

Der Hinweis auf die Gemeinschaft wird noch unterstrichen durch das Zerreißen des *einen* Brotfladens, den Jesus in seinen Händen hielt, und durch das Weiterreichen der Fladenstückchen an jeden einzelnen: „...brach es und gab ihnen.“ Eigentlich müsste es korrekt heißen: Er zerriss den großen Brotfladen in (zwölf?) Stücke und gab jedem der Teilnehmer davon. Das gewaltsame Zerreißen des Fladens, zusammen mit dem Wort „Das – mein Leib“ (im Aramäischen ohne „ist“), konnte von Jesus selbst und im Nachhinein auch von den Jüngern als Zeichenhandlung für das gewaltsame Ende am Kreuz verstanden werden.

Johannesevangelium: Dienst statt Mahl

Im Johannesevangelium befindet sich keine Abendmahlserzählung. Stattdessen steht hier die Erzählung über die Fußwaschung.¹⁰ Jesus erweist seinen Jüngern einen besonders niedrigen Dienst, der sonst nur den Sklaven zugemutet wird. Jeder kann es sehen: Er, der Herr und Meister, macht sich zum Sklaven seiner eigenen Jünger.

Die Erzählung stellt eine eigenartige Parallele zu den von Paulus angekreideten Missständen in der Gemeinde von Korinth dar. Es könnte nämlich in der Gemeinde des Evangelisten Johannes ähnlich zugegangen sein wie dort. Einige spielten sich als Herren auf. Johannes beschwert sich darüber. Aber – anders als Paulus – tut er es indirekt. Anstelle zu drohen, wie Paulus das macht, erzählt er eine Geschichte, eine Beispielgeschichte: Jesus wird als Vorbild hingestellt, als Vorbild des Dienens. Jesus, der „Gottessohn“, macht sich zum Sklaven der Menschenkinder. Der Höchste macht sich

⁹ P. Trummer, „... dass alle eins sind!“, Düsseldorf 2001, 136f. Hervorhebungen von Trummer.

¹⁰ Joh 13,1–7.

⁸ Lk 22, 24–27.

zum Geringsten. Der von „ganz oben“ Gekommene¹¹ wird zum „ganz unten“ Dienenden. „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe.“¹²

Darüber hinaus fand es der Evangelist offenbar nicht mehr erforderlich, dazu noch einen Text über das letzte Abendmahl zu stellen. Es war allen in seiner Gemeinde bekannt, was Jesus da getan hatte, weil sich die Gemeinde jeden Sonntag zur Eucharistiefeier versammelte und sie dabei an jenes Geschehen in ihrem eigenen Tun erinnert wurde.

Die „Wandlung“

Der etwas genauere Blick in das Neue Testament zeigt: Es ist gar nicht so sicher, dass Jesus beim Letzten Abendmahl Brot und Wein in seinen Leib und sein Blut „verwandelte“. Und dass wir uns nun den Kopf darüber zerbrechen und miteinander streiten müssen, ob es sich hier um eine „Transsubstantiation“ von Brot und Wein handle und ob die Gegenwart Christi als Real- oder Aktualpräsenz zu verstehen sei.

Entscheidend ist, dass Jesus bereits in den verschiedenen Mählern, die er vor dem letzten Mahl mit Menschen gehalten, die ihm nachgefolgt waren, ein Zeichen für den Anbruch des Gottesreiches sieht. Darin gilt nicht mehr Mann oder Frau, Arm oder Reich, „Oben“ oder „Unten“. Jeder und jede ist eingeladen, ist willkommen. Ausdrücklich weist Jesus beim letzten Mahl mit seinen Vertrauten darauf hin, dass diese Gemeinschaft durch seine Hingabe bis zum Letzen „verwandelt“ wird zu einem „neuen Bund“. Das Brot, das für alle gebrochen wird und von dem alle essen, ist „die Gemeinschaft mit dem Leib Christi“. ¹³ So haben es die frühen Christen auch verstanden: Das gemeinsame Mahl zu seinem Gedächtnis, das Essen von dem einen Brot und das Trinken aus dem einen Becher weisen auf die „Verwandlung“ der Menschen, die durch Tod und Auferstehung Jesu zu einer neuen Gemeinschaft geworden sind, „ein Leib und ein Geist in Christus“. ¹⁴ Wer an diesem Mahl teilnimmt, ist „ver-

wandelt“, ist nicht mehr „Jude oder Grieche, Sklave oder Freier, Mann oder Frau“. Alle sind „einer“ in Christus. ¹⁵

Lothar Zenetti (*1926) hat schon vor Jahren unter der Überschrift „Inkonsequent“ treffend und provozierend die Situation charakterisiert:

„Frag hundert Katholiken, was das Wichtigste ist in der Kirche. Sie werden antworten: Die Messe.

Frag hundert Katholiken, was das Wichtigste ist in der Messe. Sie werden antworten: Die Wandlung.

Sag hundert Katholiken, dass das Wichtigste in der Kirche die Wandlung ist. Sie werden empört sein: Nein, alles soll bleiben wie es ist.“¹⁶

Der Traum

Eine kleine, aber lebendige Gemeinde erhält die Mitteilung, dass der Pfarrer noch eine andere, größere Gemeinde mit übernehmen muss und dass daher sonntags am Ort keine Eucharistie mehr gefeiert werden kann. Die ohnehin schon wenigen Teilnehmenden am Sonntagsgottesdienst sollen sich zu Fahrgemeinschaften zusammenschließen und an der Eucharistiefeier in der Nachbargemeinde teilnehmen.

Die am Ort wohnende Pastoralreferentin kennt die oben geschilderte Vorgeschichte. Sie bespricht sich mit einigen Vertrauten. Sie werden nicht in die Nachbargemeinde fahren, sondern die Gemeinde am Sonntag zur Feier eines gemeinsamen Frühstücks in den Pfarrsaal einladen. Voller Erwartung kommt eine kleine Gemeinde zusammen. Etwa 40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer nehmen Platz an weiß gedeckten Tischen, die in Hufeisenform gestellt sind. Vor jedem Teilnehmenden stehen ein kleiner Becher und ein kleiner Teller auf dem Tisch. Vor der Pastoralreferentin liegt auf einem schlichten Teller ein großes Fladenbrot. Daneben steht ein Krug mit Traubensaft. Kerzen werden angezündet. Die junge Frau beginnt „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Stille. Ein kurzes Gebet. Ein Teilnehmer liest

¹¹ Vgl. Joh 1,1.

¹² Joh 13,15.

¹³ 1 Kor 10,16.

¹⁴ Drittes Hochgebet.

¹⁵ Gal 3,28.

¹⁶ Lothar Zenetti, Wie ein Traum. Texte der Zuversicht, Ostfildern (Patmos) 2016, 55.

langsam und sehr ruhig die Erzählung von der wunderbaren Speisung, wie sie Markus aufgezeichnet hat.¹⁷ Nach dem Verlesen gibt die Pastoralreferentin einige Denkanstöße: „Die große Volksmenge – Schafe, die keinen Hirten haben – der abgelegene Ort – die späte Stunde – ‚Gebt ihr ihnen zu essen!‘ – ‚Sollen wir uns etwa darum kümmern?‘ – Sie aßen alle und wurden satt.“ Es entwickelt sich ein langes und intensives Gespräch. Vor allem die Aufforderung Jesu „Gebt ihr ihnen zu essen!“ und die etwas freche Antwort der Jünger „Sollen wir uns etwa darum kümmern?“ stehen im Mittelpunkt. Vergleich mit der Situation vor Ort. Jesus fordert die Jünger auf, etwas zu tun. Er selbst hält sich zunächst zurück. Erst als die Jünger untätig bleiben, wird Jesus aktiv. Warum sollen wir untätig bleiben wie die Jünger? Ergreifen wir doch selbst die Initiative und besorgen uns Brot!

Die Pastoralreferentin fasst das Gespräch zusammen: „Ja, wir wollen miteinander Mahl halten – in Erinnerung an das, was Jesus getan hat.“¹⁸ Sie nimmt das Fladenbrot in die Hand: „Paulus schreibt an die Gemeinde von Korinth: ‚Wie der Körper eine Einheit ist und doch viele Teile hat, alle

Teile des Körpers also die Einheit des Körpers ausmachen, so verhält es sich auch mit Christus. Wir alle sind durch den einen Geist zu einer leiblichen Einheit getauft worden, ob wir jüdische oder griechische Menschen sind, ob wir Unfreie oder Freie sind – uns alle hat Gott eine Geistkraft trinken lassen ... Ihr seid der Leib Christi. Jeder einzelne ist ein Glied an ihm‘.“¹⁹ Die Frau macht eine lange Pause. Dann nimmt sie das Brot in die Hand: „Wir sind Leib Christi. Und Jesus ist das Brot, das diesem Leib zur Speise gegeben ist: ‚Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten‘.“²⁰ Dann nimmt sie auch den Krug mit Traubensaft: „Paulus schreibt in seinem Ersten Brief an die Gemeinde von Korinth: Der Kelch des Segens, über den wir den Segen sprechen, ist die Teilhabe am Leib Christi‘.“²¹ Durch das Blut, das Christus am Kreuz vergossen hat, sind wir ein für allemal geheiligt.²² Darum lasst uns von diesem Gewächs des Weinstocks trinken – im Gedenken an Jesus, der es neu mit uns trinken wird in der Königsherrschaft Gottes“²³. Jetzt reißt die Pastoralreferentin das Fladenbrot mitten auseinander und reicht je eine Hälfte nach rechts und links an die Teilnehmenden. „Nehmt und esst alle davon.“ Jeder trennt sich ein Stück von dem Brot ab, legt es vor sich auf den Teller und reicht den Fladen weiter. Die Referentin nimmt den Krug mit Traubensaft, gießt sich einen Schluck in den vor ihr stehenden Becher und reicht den Krug weiter: „Nehmt und trinkt alle daraus.“ Die Teilnehmenden gießen sich einen Schluck in den vor ihnen stehenden Becher. Nachdem alle sich von dem Fladen ein Stück abgerissen und sich Traubensaft aus dem Krug in ihren Becher gegossen haben, nimmt die Pastoralreferentin ihr Fladenstück und hebt es leicht in die Höhe: „Wie dieses gebrochene Brot auf den Bergen zerstreut war und zusammengebracht eins wurde, so möge Deine Gemeinde von den Enden der Erde zusammengebracht werden in Deinem

¹⁷ Mk 6,32-44.

¹⁸ Die Kongregation für die Glaubenslehre hat am 17.1.2001 die Anaphora des Addai und Mari als gültiges eucharistisches Hochgebet anerkannt. Die Anaphora ist seit Jahrhunderten in der Assyrischen Kirche in Gebrauch und dadurch gekennzeichnet, dass sie den eucharistischen Einsetzungstext, der in den Worten „Das ist mein Leib“ und „Das ist mein Blut“ gipfelt, nicht enthält. Die Worte gehören demnach nicht unabdingbar zu einer Anaphora. Sie ist vielmehr geprägt durch Dank, Lob, Bitte, Epiklese und Anamnese. Diese Elemente dürfen nicht fehlen. Klar erkennenbar muss sein, dass das Gedächtnis des Herrn gefeiert wird. „Damit ist in der Mitte und am Höhepunkt kirchlichen Lebens, der Feier der Eucharistie, Einheit in der Vielfalt anerkannt worden“ (Kardinal Walter Kasper; in: KNA Dok. Nr. 13, 27. 11. 2001, 6). Die römische Entscheidung war nur vor dem Hintergrund einer allmählichen Akzentverschiebung in der Eucharistielehre möglich. Lange Zeit war die Auffassung verbreitet, dass die Konsekration von Brot und Wein zum Leib und Blut Christi dadurch geschieht, dass ein gültig geweihter Priester über Brot und Wein die „Konsekrationsworte“ spricht. Die römische Entscheidung besagt nunmehr: Der erhöhte und den Seinen bleibend zugewandte Herr ist in und unter dem Ganzen der Eucharistiefeier als real-gegenwärtig zu glauben (vgl. Dominik Heringer, Die Anaphora der Apostel Addai und Mari. Ausdrucksform einer eucharistischen Ekklesiologie, Bonn [University Press] 2013).

¹⁹ 1 Kor 12,13. 27.

²⁰ Joh 6,35.

²¹ 1 Kor 10,17.

²² vgl. Hebr 10,10.

²³ vgl. Mk 14,25.

Reich.“²⁴ Schweigend nehmen sie und alle Teilnehmenden das abgerissene Stück vom Fladenbrot und essen es. Dann nimmt sie auch den Becher: „Sakrament der Ehrfurcht! Zeichen der Einheit! Band der Liebe!“²⁵ Es herrscht eine ehrfürchtige Stille im Raum. Alle trinken aus ihrem Becher. Dann bittet die Pastoralreferentin zum Gebet: „Wir wollen miteinander jenes Gebet sprechen, das Jesus selbst uns gelehrt hat: ‚Vater unser ...‘.“ Nach dem Vater unser reichen sich alle die Hände und singen den Kanon „Danket, danket dem Herrn, denn er ist sehr freundlich. Seine Güte und Wahrheit währet ewiglich.“ Von einigen Helferinnen werden Kaffee und Kuchen gebracht und auf die Tische gestellt.

Plötzlich geht die Tür auf. Ein Kardinal betritt den Raum. In vollem Ornat. Mit Hirtenstab und Mitra. Gefolgt von sechs weiteren Bischöfen.

Aus der Traum.

Karl-Heinz Ohlig

Das kirchliche Amt

Theologische Herausforderungen

V

Die katholische Kirche ist gänzlich „veramtet“. Sie wird bis in die kleinsten Fragen hinein und selbst in ihren kleinsten Untergliederungen und regionalen Varianten vom kirchlichen Amt geprägt; die Amtsträger der verschiedenen Ebenen bestimmen alles, und ihre Privilegien sind in einem antiquierten Kirchenrecht (und einer ebensolchen Dogmatik) kodifiziert.

Dies wird auch theologisch begründet: Gott hat Christus beauftragt, dieser die Apostel, und die heutigen Bischöfe sind deren Nachfolger; auch das Priestertum gehe auf eine Einsetzung durch Jesus Christus zurück.

²⁴ Didachè 9,4; Bibliothek der Kirchenväter, Bd. 35, Kempten/München 1918, 11.

²⁵ Augustinus, In Joannem 26,6,13.

Daneben gibt es noch die Sonderform des Primats. Alles das wird ausgegeben als seit neutestamentlichen Zeiten begründet und damit als unveränderlich.

Die Kirche droht an dieser Struktur zu erstickten, spontane Entwicklungen werden behindert, die Faszination von Kirche und ihre Effizienz geraten in Gefahr. Eine Reform ist bitter nötig, wird aber mit Hinweis auf die Unabänderlichkeit göttlicher Anordnungen verhindert. Auch hier kann eine historisch-kritische Untersuchung von absurden dogmatischen Vorgaben befreien und den Raum für Veränderungen schaffen. Dies soll im Folgenden in aller Kürze geschehen.

Hat Jesus das kirchliche Amt eingesetzt?

Voraussetzung hierfür wäre, dass Jesus die Kirche gründen und ihre Strukturen bestimmen wollte. Nach allem, was wir wissen, traf das nicht zu. Jesus verstand sich als Reformator Israels, zu dem er sich gesandt sah; seine Naherwartung machte weitere Ausblicke schwierig. Eine Kirche aus Juden und Heiden hatte er nicht im Blick, sie entstand erst im Gefolge seiner Predigt und seines Lebens, *nach seinem Tod*. Sie war eine Gründung seiner Jünger, wobei die Hereinnahme von „Heiden“ auch im Neuen Testament nicht auf ein Jesuswort, sondern auf eine eigene Offenbarung an Petrus zurückgeführt wird (Apg 10).

Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, dass die Auswahl eines Zwölferkreises auf Jesus selbst zurückgeht. Damit war aber nicht die Grundlegung eines Amtes, des Apostelamtes, für eine Kirche, die es gar nicht gab, gegeben. Der Zwölferkreis symbolisierte vielmehr den Anspruch Jesu auf eine Reform Gesamtisraels, seiner (mythischen) zwölf Stämme. Erst als später die Kirche ins Dasein trat, auf Grund der Aktivitäten von engagierten Missionaren (griechisch: Apostel), kann man von einem Zwölferapostolat sprechen – so vor allem die Apostelgeschichte des Lukas (um das Jahr 100).

Die Ausbildung von Diensten

Zunächst entstanden Kleingruppen, die sich in der Nachfolge Jesu sahen, zugleich aber auch noch Tempel und Synagoge be-

suchten. Bald aber trennten sie sich von ihrer Mutterreligion und realisierten, dass ihre Gemeinschaften etwas Anderes, eben auf die Nachfolge Jesu gegründet, waren. Dieser Prozess der Trennung dauerte einige Jahrzehnte. Auch diese frühen Gruppen teilten noch die Naherwartung, waren also der Ansicht, dass bald „das Ende“ einbricht. Strukturelle Regelungen waren deswegen unnötig. Aber selbst Kleingruppen brauchen Leute, die sich besonders engagieren und dafür sorgen, dass man zusammenkommen kann. Hierüber kann der Erste Thessalonicherbrief, der noch die Naherwartung betont, Auskunft geben. An erster Stelle waren die Missionare (Apostel) von Bedeutung, deren Verkündigung für die Gewinnung neuer Mitglieder notwendig war. Aber sie haben, wie Paulus schreibt, nicht ihr Ansehen ins Spiel gebracht, sondern sind allen freundlich begegnet (1 Thess 2,3-7). Paulus bittet aber darum, auch andere, die sich besonders engagieren, zu respektieren: „Wir bitten euch, Brüder, erkennt auch die unter euch an, die sich solche Mühe geben, euch im Namen des Herrn zu leiten und zum Rechten anzuhalten. Achtet sie hoch, und liebt sie wegen ihres Wirkens“ (1 Thess 5,12.13).

Die paulinischen Gemeinden

In den nächsten Jahrzehnten wuchsen die neuen Gemeinden an, immer neue wurden durch eine intensive Mission einzelner in Städten rund um das Mittelmeer gegründet. Die Naherwartung trat zurück, das Eschaton rückte in die Ferne. Das Empfinden der „sich dehnenden Zeit“ ließ neue Aufgaben in den Vordergrund treten: man musste sich auf längere Zeit einrichten. Der wichtigste Missionar war Paulus, und er gibt in seinen Briefen auch Nachrichten. Es setzte eine Ausbildung von Strukturen ein, die für das Funktionieren dieser Gemeinden erforderlich waren. Im Ersten Korintherbrief nennt Paulus eine Reihe von Diensten oder Funktionen, durch die die Gemeinden lebensfähig wurden. Im 12. Kapitel zählt er sie auf (1 Kor 12, 4-11), appelliert dazu, diese Vielfalt als eine Einheit in Christus zu akzeptieren (1 Kor 12,12-31) und fasst sie in Vers 28 noch einmal zusammen: „So hat Gott in der Gemeinde einzelne eingesetzt erstens als Apostel, zweitens als Propheten, drittens als Lehrer; dann die Wunderkräfte,

dann die Gaben der Heilung, der Hilfe, der Leitung ...“ (Ähnlich im Epheserbrief Eph 4,1-13).

Mit dem Wachsen der Gemeinden wurden auch die Anforderungen an Funktionen vielfältiger, und Paulus bittet darum, dies und die jeweiligen Aktiven zu akzeptieren. Eine „amtliche“ Begründung ihrer Autorität gibt es nicht, auch für seine eigene Akzeptanz wirbt er in seinen Briefen, wenn auch durchaus mit Selbstbewusstsein. Die Funktion der „Leitung“ einer Gemeinde wird unter und nach anderen erwähnt, ist aber nicht zentral – in der Gründungsphase spielt dies noch keine so große Rolle.

Die Ausbildung von Amtsstrukturen gemäß der Tradition der Synagogengemeinden bzw. das kollegiale Leitungsamt in der Kirche

Wie deutlich sichtbar wird, hatte die frühe Kirche kein Konzept für ihre Struktur. Erst mit der Zeit musste etwas passieren, wohl erst um das Jahr 100. Zwar gab es auch dann noch andere Vorstellungen: so wird z.B. das um das Jahr 90 verfasste Matthäusevangelium als „bruderschaftliches Evangelium“ bezeichnet, das binnenkirchliche Autoritätsansprüche ablehnte („Jünger“ ist der zentrale Begriff), und das noch etwas später entstandene Johannesevangelium lässt keinerlei Interesse an einem kirchlichen Amt erkennen.

Aber die mittlerweile größeren und stabileren Gemeinden machten Strukturen nötig, die in der neuen Situation hilfreich sein konnten. Die Ausbildung von amtlichen Formen wurde erforderlich, die das Funktionieren der wachsenden Gemeinden auf Dauer regeln konnten. Weil man keine Vorgaben dafür hatte, orientierten sich die Christengemeinden an den Gemeinden, aus denen sie erwachsen waren: *den jüdischen Synagogengemeinden*. Diese hatten schon lange Zeit gewachsene Strukturen: sie kannten keine sakralen Ämter und wurden geleitet von einem Gremium von „Ältesten“ (Presbyter, wörtlich: „Ältere“) – gemeint sind nicht alte, sondern gestandene und angesehene Männer. Diese regelten die Durchführung und den Ablauf der Gottesdienste und alle weiteren Fragen, die in den Gemeinden geklärt werden mussten.

Seit dem frühen zweiten Jahrhundert kommt es in der Kirche zu einer sich verstärkenden Übernahme dieses Modells. Ihre Gemeinden wurden bald von einem Gremium von Presbytern geleitet – ein kollegiales Modell. Dieses war zugleich in keiner Weise sakral: im Neuen Testament werden sie niemals mit dem Begriff *hiereus* (soviel wie lateinisch *sacerdos*) umschrieben, obwohl in der umliegenden hellenistischen Welt wie auch im Alten Testament diese Begriffe und die damit verbundenen Vorstellungen allgegenwärtig und obwohl die Presbyter auch für die Abhaltung von Gottesdiensten zuständig waren. Der deutsche Begriff *Priester* leitet sich zwar vom griechischen *presbyter* her, hat allerdings im Lauf der Jahrhunderte seine Bedeutung verändert und alle Assoziationen in sich vereinigt, die einem *sacerdos* zukamen. Erst in der Spätzeit des Neuen Testaments findet der Begriff *hiereus* Eingang in seine Texte, aber nur in der symbolischen Anwendung auf Jesus (z.B. Hebr 5,6) oder auf ein allgemeines Priestertum aller Gläubigen (z.B. 1 Petr 2,5.6, Apk 1,6; 5,10; 20,6), nicht aber für die Presbyter.

Presbyter und Bischof

Bald aber wurde für kirchliche Amtsträger auch der Begriff *Bischof* (*episkopos*) gebräuchlich. Das könnte so aussehen, als sei hier eine neue Amtsfigur gemeint. Aber so ist es nicht: mit *presbyter* und *episkopos* werden die gleichen Amtsträger bezeichnet. Der Grund für diese Begriffserweiterung hat wohl damit zu tun, dass in den Christengemeinden der Anteil der sog. Heidenchristen, also Christen, die nicht Juden waren und nicht aus den Synagogengemeinden herkamen, größer wurde. Für hellenistische Christen aber war der Begriff „Ältester“ ein wenig fremdartig, um nicht zu sagen: unverständlich. Sie ersetzten ihn durch einen Begriff, den sie aus den Verwaltungen der hellenistischen Städte kannten: *episkopos*, „Aufseher“. Wie diese Leute die Städte verwalteten, so trugen die kirchlichen *episkopoi* zum Funktionieren der Christengemeinden bei.

Dass beide Begriffe den identischen Personenkreis bezeichneten, wird in den Quellen hinreichend deutlich: Der Erste Petrusbrief wendet sich lediglich an die Ältesten, und der fiktive Autor bezeichnet auch sich

selbst ebenso: „... da ich ein Ältester bin wie sie ...“ (1 Petr 5,1-4), der pseudepigraphische Paulusbrief an Titus schreibt im ersten Kapitel in Vers 6: „Ein Ältester soll unbescholten und nur einmal verheiratet sein ...“ In Vers 7 fährt er fort: „Denn ein Bischof muß unbescholten sein, weil er das Haus Gotte verwaltet ...“ (Ti 1,5-9). Bischof ist bei ihm nur ein anderer Name für Presbyter. Ebenso verhält es sich in der Apostelgeschichte: im 20. Kapitel ist in Vers 17 von den Ältesten die Rede, in Vers 28 wird derselbe Personenkreis mit dem Wort Bischof angeredet (Apg 20,17-28). Der ebenfalls pseudepigraphische Erste Timotheusbrief spricht in dritten Kapitel nur von Bischöfen (1 Tim 3,1-7), im vierten und fünften Kapitel aber nennt er sie „Älteste“ (1 Tim 4,14 und 5,17.22); zudem erwähnt er auch noch ein weiteres neues kirchliches Amt: die Diakone, die auch ehrbar und nur einmal verheiratet sein sollen (1 Tim 3,8-13).

Hier wird auch die Einsetzung in das Amt des Presbyters/Bischofs angesprochen: die Ältesten legen „gemeinsam die Hände auf“ (1 Tim 4,14; vgl. auch 2 Tim 1,6). D.h. wer ein Amt in den Gemeinden hat, kann dies nicht mehr – wie früher – durch bloßes Engagement ausüben, sondern die stabilen Gemeinden verlangen formale Strukturen: hier eine Amtseinsetzung durch die Zustimmung der anderen Presbyter und eine Handauflegung.

Letzteres hat nichts mit den späteren Regelungen für eine „Priesterweihe“ zu tun. Wahrscheinlich war auch im profanen Bereich eine Handauflegung als Zeichen einer Amtsübernahme üblich – es wurden damals noch keine Formulare und Ernennungsschreiben ausgestellt.

Auch in „nachneutestamentlicher Zeit“ (nicht wörtlich als „Zeit“ zu verstehen) finden sich noch vergleichbare Aussagen: der Erste Klemensbrief, ein Brief der römischen Gemeinde an die in Korinth, um 97/98 verfasst, spricht im 44. Kapitel vom Bischofsamt (1 Klem 44,1), im Folgenden dann aber auch einfach von den Presbytern (ebd. Vers 5). Von diesen schreibt er, dass sie „unter Zustimmung der ganzen Gemeinde eingesetzt wurden“ (1 Klem 44,3). Darüber hinaus ist er bemüht, die Ausbildung dieser neuen Ämter schon in alter Zeit, im Alten Testament, begründet zu sehen und formuliert als erster ihre gänzlich

ideologische Herleitung aus der Sendung Jesu durch Gott, der dann die Apostel beauftragt habe, diese dann die Bischöfe und Diakone (1 Klem 42, 1-5).

Die ältesten Formen eines kirchlichen Amtes gehen also auf das zweite Jahrhundert zurück, und dieses Amt wurde durch ein Kollegium ausgeübt.

Der Übergang zum „monarchischen Episkopat“

Im Verlauf des zweiten Jahrhunderts kam es dann zu einer weiteren Entwicklung: der Bischofsbegriff wurde nicht mehr auf alle Presbyter angewandt, sondern auf einen einzelnen Mann aus diesem Kreis. Der einzelne Bischof wird dann, mit und über den Presbytern, zum Leiter einer Gemeinde – *die Entwicklung zum monarchischen Episkopat*.

Diese Veränderung ist gruppendynamisch durchaus verständlich und auch zu erwarten gewesen: Wie in allen Gruppen schält sich auch im Presbyterkollegium ein Sprecher in besonderer Weise heraus, der am Besten argumentieren, entscheiden und nach außen auftreten kann. Dieser einzelne Amtsträger wird dann als Bischof bezeichnet.

Bisher setzte man diesen Wandel recht früh an: Ignatius von Antiochien (gest. 117) ist der Zeuge, der wie Paulus eine Reihe von Briefen geschrieben hat, in denen deutlich wird, dass er sich selbst als Bischof sieht und auch in anderen Gemeinden (außer Rom) Bischöfe als Gemeindeleiter annimmt. Dann wäre Kleinasien der Raum, in dem der monarchische Episkopat erstmals realisiert wurde. Dagegen sprechen aber eine Reihe von historisch-kritischen Untersuchungen, die die Abfassung dieser Briefe auf eine viel spätere Zeit verlegen, auf das letzte Drittel des zweiten Jahrhunderts. Das könnte auch ihre Christologie besser erklären, die für die vorher angenommene frühe Zeit zumindest auffällig wäre. Diese Spätdatierung wird vor allem in dem hervorragenden Buch von Otto Zwierlein gut begründet.¹

¹ Vgl. die Buchbesprechung: Die Destruktion eines Mythos. Zu: Otto Zwierlein, Petrus in Rom. Die literarischen Zeugnisse. Mit einer kritischen Edition der Martyrien des Petrus und Paulus auf neuer

Es spricht viel dafür, dass der monarchische Episkopat sich im späten zweiten Jahrhundert allmählich durchsetzen konnte, wahrscheinlich weil diese Form der Gemeindeleitung effektiver funktionierte als gremiale Formen. Aber es dauerte wohl noch bis ins dritte Jahrhundert hinein, bis sich an der Spitze aller Gemeinden Bischöfe fanden. Auch in Rom gab es lange Zeit eine kollektive Leitung durch Presbyter, auch hier scheint sich erst im letzten Drittel des zweiten Jahrhunderts der monarchische Episkopat nachweisen zu lassen (was natürlich für die sogn. Nachfolge des Petrus einige Fragen aufwirft).

Mit dieser Entwicklung wurde das kirchliche Amt dreigliedrig konstituiert: Es bestand aus einem Bischof, den Presbytern und den Diakonen, und so wurde es ins Mittelalter weitergegeben.

Die Sakralisierung des kirchlichen Amtes

Das Christentum ist als eine „profane“ Religion ohne Opferkult ins Dasein getreten und behielt diese Eigenschaft auch noch eine Zeit lang bei. Dann aber wurde es von der „Übermacht“ seiner religiösen Kontexte mehr und mehr geprägt: Mehr als einhundert Jahre war „die Schrift“ der Christen das Alte Testament, und in diesem spielen sakrale Passagen eine große Rolle. Mit Mitteln alttestamentlicher Sprache wurde bald die frühe Opferdeutung des Todes Jesu in sacerdotale Raster gebracht, bis schon in den Spätschriften des Neuen Testaments Jesus als *hiereus* und sein Opfertod im Sinne alttestamentlicher Vorstellungen interpretiert wurde. Noch gewichtiger war der Einfluss der hellenistischen religiösen Vorstellungen, die gänzlich von sakralem Denken geprägt waren. Je mehr aus dem Hellenismus kommende Christen, die „Heidenchristen“, die Majorität in den Gemeinden bildeten und bald dominant wurden, wurden auch im Hellenismus traditionelle kultisch-rituelle Vorstellungen in den Christengemeinden zentral.

Dies gilt auch für das bisher mehr oder weniger „profane“ Verständnis des kirchlichen Amtes. Mit ihm wurden jetzt die

handschriftlicher Grundlage, in: imprimatur 42, 2009, 325-327.

Assoziationen verbunden, die einem *hier-eus* zukamen. Die Amtsträger wurden zu rituell hervorgehobenen Figuren, die zwischen der Welt und der sakralen Wirklichkeit Gottes vermitteln konnten. Die Amtseinsetzung wurde als „Weihe“ aufgefasst, und diese Weihen sogar auf die später hinzugekommenen minderen Dienste vom Kerzenträger (Akoluth) bis zum Türverwalter (Ostiarier) ausgedehnt. Der Initiationsritus für kirchliche Amtsträger wurde zur „Weihe“. Auch diese Prägung wurde dem mittelalterlichen Christentum mitgegeben.

Von Anfang an bedurften Dienste in der Gemeinde wie später auch die Amtsträger der Akzeptanz und Zustimmung der Gemeindeglieder. Um diese wirbt Paulus schon in den Anfängen einer Differenzierung, mit der Etablierung von Presbytern und Bischöfen genügte eine informelle Zustimmung nicht mehr, größere stabile Gemeinden erfordern, anders als Kleingruppen, ordentliche Verfahren: Vor ihrer Ernennung mussten die Gemeinde, wohl formell, und auch die übrigen Presbyter zustimmen. Diese „Ernennung von unten“ war noch lange Zeit die Regel, wurde aber später – mit zunehmender „Machtfülle“ von Amtsträgern, später vor allem von Bischöfen, auch gelegentlich „von oben“ praktiziert.

Damit waren die Grundlagen gelegt, die die Vorstellungen über das kirchliche Amt bis heute bestimmen. Zwar hat das Mittelalter und auch noch die Neuzeit diese Vorgaben variiert, etwa durch die Einbettung des kirchlichen Amtes in die Feudalgesellschaft oder in konfessionelle Vertiefungen. Aber im Grundansatz haben wir es immer noch mit den Ergebnissen der spätantiken Entwicklungen zu tun.

Es dürfte deutlich geworden sein, dass das kirchliche Amt und seine Ausgestaltung weder auf Jesus Christus noch auf irgendwelche Apostel zurückgehen und von daher begründet werden können. Es ist vielmehr ein Moment der *kirchlichen Selbstorganisation*, die im Lauf der Zeit zum Funktionieren der Gemeinden notwendig wurde. Und man kann ja auch bestätigen, dass diese Organisationsformen, bei allen Kollateralschäden, der Kirche genützt und sie zu einer beachtlichen Größe und ebensolchem Einfluss gebracht hatte. Erst die kulturellen Umbrüche der heutigen Zeit machen

neue Formen des Amtes zwingend. Dazu hat die Kirche alle Rechte, weil sie „nur“ eine selbst konstruierte, wenn auch „alte“ Tradition korrigieren müsste.

Gregor Tischler

Der Jude Jesus und sein Jünger Judas

Ein wichtiger Zwischenruf

Das Verhältnis von Juden und Christen ist schwieriger geworden: Einerseits schlägt Kritik an der Politik Israels leicht in Antisemitismus um; andererseits wehren sich vor allem orthodox gesinnte Juden gegen eine vermeintliche Vereinnahmung im Begriff „jüdisch-christliches Erbe Europas“. So bezeichneten zwei namhafte Repräsentanten des Judentums, Shimon Stein, ehemaliger Botschafter in Deutschland, und der Jerusalemer Gelehrte Moshe Zimmermann in einem Beitrag der „Zeit“ (Nr. 35/2017) diese Begriffsverbindung als „Missbrauch des Jüdischen“. Gustav Seibt nannte in der SZ v. 11.12.2017 sogar „die These, es gäbe (sic!) ein christlich-jüdisches Europa“ nichts Anderes als ein „Märchen“! Auch Vertreter der Religionswissenschaften argumentieren mitunter ähnlich. Freilich betrachten sie dabei das Verhältnis der beiden Religionen fast ausschließlich aus dem Blickwinkel des Historikers. Dass es sich bei der Verbindung von Jüdischem und Christlichem aber vornehmlich um eine theologische Bestimmung handeln könnte, bleibt leider unreflektiert.

Rein historisch gesehen ist in der Tat das Verhältnis der Christen zu den Juden bis hin zur Schoah fast durchgehend von Verachtung, Hass, Unrecht und mörderischer Gewalt geprägt. Umso wichtiger und erfreulicher war daher die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewonnene Erkenntnis in der Theologie, wie sehr das Christentum selbst vom Wesen her Jüdisches birgt,

dass Jesus, seine Mutter und seine Jünger selbst Juden waren und dass es ohne die Gotteserfahrung Israels auch kein Christentum gäbe. Ich selbst erlebte die Beschäftigung mit diesen Zusammenhängen in meiner Studentenzeit um 1970 nicht nur als Bewusstseinsweiterung, sondern geradezu als Befreiung - meinem Lehrer Franz Mußner sei posthum nochmals von Herzen gedankt! Wesentlich zur Verständigung hatten aber auch namhafte jüdische Gelehrte beigetragen, Martin Buber, Shalom Ben-Chorin oder Pinchas Lapide, um nur einige zu nennen. Warum ignorieren dieses Vermächtnis heute gerade auch Intellektuelle aus beiden Religionen?

Wie wohltuend ist es da, dazu nun etwas vom wohl bekanntesten Schriftsteller Israels lesen zu können: Amos Oz, *Jesus und Judas*. Ein Zwischenruf (Patmos Verlag, Ostfildern 2018, 96 S.). Bereits im Jahr 2015 erschien von Oz ein vielbeachteter Roman auf Deutsch unter dem Titel "Judas" (Suhrkamp Verlag, Berlin). Den "Zwischenruf" jetzt kann man auch als Nachtrag dazu verstehen - aus christlicher Sicht einen äußerst wichtigen!

Oz wurde 1939 in Jerusalem geboren; er ist Mitbegründer der Bewegung "Peace now", die sich für ein gewaltfreies Zusammenleben von Israelis und Palästinensern einsetzt. Joseph Klausner (1874 - 1958), ein Pionier der modernen jüdischen Jesusforschung, war, wie man in dem Büchlein erfährt, ein Großonkel von Amos Oz. Allerdings sei Klausner auf viel Verständnislosigkeit gestoßen: bei konservativen Juden, die immer nur an das Böse denken konnten, das im Namen Jesu geschah, aber auch bei Christen, die ihren Heiland nicht als "rebellischen Rabbi" sehen wollten. Umso wichtiger ist es für Oz, am heutigen Dialog von Juden und Christen festzuhalten und weiterzuarbeiten.

Der Autor gibt uns einen interessanten, aber auch verstörenden Einblick in seine Kindheit in Jerusalem. Dort besuchte er eine, wie er es nennt, "äußerst traditionelle" orthodox-jüdische Schule. Man trichterte ihm förmlich eine Gegnerschaft zu Jesus Christus ein, da ja seinetwegen die Juden Jahrtausende lang gelitten hätten. So sollte er als Kind in der Öffentlichkeit bei einer Kirche oder einem Kreuz die Augen abwenden. Sein Großonkel Joseph aber riet ihm,

ganz genau hinzuschauen, denn "Jesus war einer von uns"!

Als Jugendlicher begann Oz, das Neue Testament zu lesen. Das Motiv war, die Kultur des Abendlandes zu verstehen, angefangen von den Kunstwerken der Renaissance bis hin zur Musik Bachs. Dabei "verliebte" er sich, wie er schreibt, geradezu in Jesus - trotz "jeder Menge Dissens". Zornig wurde er jedoch, als er vom Verrat des Judas las, ein Verrat, der keinen Sinn ergab. Daher hielt er die Judas-Erzählung für eine hässliche Erfindung: "Diese Geschichte ver-seucht das Verhältnis zwischen Juden und Christen seit Jahrtausenden, indem sie die Juden zu Opfern und die Christen zu Tätern macht" (S. 26). Judasdarstellungen in der Kunst hielt Oz folgerichtig für antisemitische Karikaturen. Sein bitteres Resümee: "Nichts davon haben erst die Nazis und der Stürmer erfunden" (S. 30).

Wie aber ließe sich Judas anders verstehen? Die Perspektive, aus der Amos Oz auf dessen Gestalt blickt, ist nicht gänzlich neu, aber nachdenkenswert: Judas habe Jesus gedrängt, Galiläa zu verlassen und sich in der Hauptstadt Jerusalem als Messias zu erweisen: "Du wirst vom Kreuz steigen und die Welt wird gerettet werden" (S. 34). Judas habe dann seine Beziehungen zur Priesterschaft spielen lassen, um sie und die Römer zur Kreuzigung Jesu zu bewegen, da Judas von der Wunderkraft Jesu fest überzeugt gewesen sei. Doch Jesus stirbt qualvoll. Judas verzweifelt und erhängt sich.

Dass eine solche Erzählung nur fiktiv sein kann, weiß der Autor natürlich. Aber allein die Tatsache, dass eine solche Fiktion möglich ist und vielleicht sogar plausibel erscheinen kann, vermag das viele Jahrhunderte lang gestörte Verhältnis von Juden und Christen korrigieren zu helfen. Judas taugt jedenfalls in keiner Weise als Rechtfertigung für Antisemitismus!

Informativ und lesenswert ist auch das Nachwort des Potsdamer Rabbiners Walter Homolka. Wer es liest, erhält eine Kurzfassung des wechselhaften und leidvollen Verhältnisses von Juden und Christen im Lauf der Jahrhunderte. Und man kann sich als Christ über Homolkas Schlussfolgerung nur freuen: "Für die jüdische Seite ist die Beschäftigung mit dem Juden Jesus

Ausdruck einer neuen Freiheit und eines neuen Selbstbewusstseins" (S. 89).

Gehen wir noch einen Schritt weiter! Friedrich Schleiermacher, der berühmte protestantische Theologe zu Beginn des 19. Jahrhunderts, glaubte, das Christentum vom Alten Testament "reinigen" zu müssen. Und auf der selben Linie lag die 1921 erschienene Schrift "Marcion" eines Adolf von Harnack. Für diesen lag - ein gutes Jahrzehnt vor dem Staats-Antisemitismus der NS-Diktatur, die Harnack nicht mehr erleben sollte - in der Beibehaltung des AT als Teil der Heiligen Schrift der Kern "einer religiösen und kirchlichen Lähmung". Die Folgen eines solchen Denkens zeigte sich u.a. im Jubel vieler (nicht nur, aber in der Mehrzahl) protestantischer Theologen über Hitlers Rassenideologie.

Was also ist das "jüdisch-christliche Erbe des Abendlandes"? Blickt man nur auf das historische Geschehen, auf das furchtbare, von Hass geprägte und gewaltsame Verhalten von (bekennenden) Christen, die im Namen Gottes die vermeintlichen "Gottesmörder" vertrieben und ermordeten, kann man den Bindestrich gewiss als eine Verhöhnung oder zumindest ungerechtfertigte Vereinnahmung jüdischen Denkens und Glaubens verstehen. Sieht man aber aus einer neuen Perspektive darauf, aus einer theologischen Umbesinnung, die auch durch die leidvolle Erfahrung der Schoah bedingt ist, kommt man zu einem ganz anderen Ergebnis: Der Bindestrich bindet uns, er trennt uns eben nicht! Diejenigen, die in der Nachfolge Schleiermachers oder Harnacks meinten, ihn bekämpfen zu müssen, fanden sich bald in übelster Gesellschaft wieder. Ob sich Shimon Stein, Moshe Zimmermann und manch andere dieser Zusammenhänge bewusst sind?

Ich vermute, sie haben das Büchlein von Amos Oz nicht - und schon gar nicht dessen Judas-Roman - ernsthaft zur Kenntnis genommen. Es interessiert sie wohl auch keine der Schriften von Martin Buber, Shalom Ben-Chorin oder Pinchas Lapide. Schade!

Wie gerne würde ich (was leider ein unerfüllbarer Wunsch bleibt) mit ihnen darüber diskutieren, dass Juden und Christen weit mehr verbindet als trennt. Denn wären sich die Christen der vergangenen Jahrhunderte, in denen sie Andersgläubige als

Feinde betrachteten, der Wurzeln ihres Glaubens bewusst geworden: Das "Erbe des Abendlandes" wäre noch viel reicher und großartiger ausgefallen.

Horst Hohmann

Kirchliche Rechtsprechung - Missbrauchsoffer fühlen sich verhöhnt

Als ich vor fünf Jahren gleich in den ersten Tagen meines Deutschlandurlaubs morgens im ICE Richtung Saarbrücken saß, um mich dort mit Freunden aus der Redaktion von „imprimatur“ zu treffen, kullerte mir genau zwischen Wächtersbach und Hanau aus der Sitzgruppe schräg gegenüber ein rotes Lego-Klötzchen vor die Füße. Ich hob es auf und reichte es Leo (6) zurück, der zusammen mit seinem kleineren Bruder Jens (3) gerade dabei war, ein neues Haus für die Oma im Allgäu zu bauen. Ich beglückwünschte die junge Mutter der beiden. Sagte ihr, dass ich es beispielhaft fände, wie geduldig und klug sie auf die „tausend Fragen“ ihrer Kinder antworte.

Die Frau lächelte, bedankte sich freundlich für das Kompliment und sprach dann ein „Wort zum Sonntag“, das mir bis heute nicht aus dem Kopf geht: „Es wäre unerträglich für mich, wenn Leo und Jens plötzlich keine Fragen mehr stellten“.

Fast zeitgleich erklärte eine andere junge Frau in der Sitzreihe hinter mir ihrem Erwin übers Handy, dass der 3. Platz von Sohn Ricky bei den regionalen Schwimm-Ausscheidungskämpfen ja ein Bombenergebnis sei und dass sie darum absolut kein Verständnis dafür hätte, wenn sich Ricky ausgerechnet jetzt über das harte Training beklage. „Da gibt's nur eins, Liebling“, brüllte sie ins Telefon: „Der Ricky soll mal schön die Klappe halten und weiterschwimmen!“

Dass ich auf der Weiterfahrt wegen der doch sehr unterschiedlichen „Erziehungs-ideale“ der beiden Mütter so richtig ins Grübeln kam und beinahe vergaß, in Mannheim in den Regionalexpress nach Saarbrücken umzusteigen, kann man sich ja denken.

Seit jener ICE-Fahrt kommen mir die beiden gleichnishaften Geschichten fast immer spontan in den Sinn, wenn irgendwo in der Gesellschaft oder vor allem auch in unserer Kirche mal wieder versucht wird, unbequeme Fragen zu unterdrücken oder empört zurückzuweisen, weil es sich für uns unbedarften Laien angeblich nicht gehöre, unsere Nase in Dinge zu stecken, von denen wir keine Ahnung hätten - wie zum Beispiel ins „hochkomplizierte Geschäft kirchlicher Rechtsprechung“!

Wie oft haben wir gerade beim Thema Rechtsprechung von kirchlichen Ordnungshütern gehört: „Klappe halten! Weiterschwimmen!“ Wie oft bekamen die auf die Anklagebank zitierten von den kurialen Ermittlern in der sogenannten „Galileo-Ecke“ im Santo Ufficio neben dem Petersdom gesagt: „Fragen? Die Fragen stellen wir und wir beantworten sie auch!“

Und obwohl wir einfachen Leute aus den Reihen des „Fußvolkes Gottes“ keine Moral und kein Kirchenrecht studiert haben, packt uns halt doch wegen dieses verdammten natürlichen Rechtsempfindens, das in uns steckt, jedesmal heiliger Zorn, wenn wir bei kirchlichen „Prozessen“ Zeugen von Willkür und Schamlosigkeit werden. Beispiele?

Sie erinnern sich bestimmt: In Heft 1, 2018 unserer Zeitschrift hatte Paul Glotter vom argentinischen Bibelwissenschaftler Ariel Alvarez in „HimmelHerrgottSakrament“ berichtet, wie die Glaubenskongregation nach einer Serie hinterhältiger Ermittlungen 2009 von dem Priester aus Santiago del Estero verlangte, öffentlich zu lügen und zu sagen, dass er aus freien Stücken widerrufe und nicht, weil er vom Vatikan gezwungen worden sei.

2006 wurde der spanische Theologe Jon Sobrino, der seit nunmehr knapp über 60 Jahren im zentralamerikanischen El Salvador lebt und arbeitet, wieder einmal mit einer „Notifikation“ aus der römischen Kurie beehrt und auf gut Deutsch aufgefordert: „Klappe halten! Weiterschwimmen!“ - im-

mer mit der sehr realen, wenn auch unausgesprochenen Drohung verbunden, dass er bei Zuwiderhandlung einen richtigen Prozess an den Hals bekäme!

Ich selbst hatte, um ein weiteres Beispiel skandalöser kirchlicher Strafverfolgung zu nennen, in Heft 1, 2013 von „imprimatur“ die perfide „Hinrichtung“ des amerikanischen Maryknoll-Missionars Roy Bourgeois kommentiert, der auf Umwegen überhaupt erst erfuhr, dass in der Kurie die „Messer gegen ihn gewetzt werden“. Warum? Weil er es gewagt hatte, sich für die Zulassung von Frauen zum Priesteramt einzusetzen. Er wurde auf Latein (das er erst ins Englische übersetzen lassen musste!) exkommuniziert, wurde vom Priesteramt suspendiert und aus seinem Orden, dem er fast 50 Jahre angehört hatte, entlassen.

Auch Roy wollte nicht einfach die „Klappe halten und weiterschwimmen“, so als ob es in der Kirche absolut nichts mehr zu hinterfragen gäbe.

Bevor ich zu den voller Widersprüche steckenden kirchlichen Prozessen gegen klerikale Kinderschänder komme, erlaube ich mir, noch kurz zu erwähnen, dass gelegentlich sogar Bischöfe „wie räudige Hunde aus ihrem Amt gejagt“ werden, weil sie meinten, der Aufrichtigkeit halber Fragen an ihre Vorgesetzten stellen zu müssen. Amtsenthaltungen ohne regulären Prozess.

Zu nennen wäre der ehemalige Bischof von Evreux in Frankreich, Jacques Gaillot (vgl. dazu die Dokumentation des „Falles Gaillot“ von Norbert Lüdecke in imprimatur Heft 4, 2016). Gaillot wird 1993 wegen seiner Kritik am mangelnden Einsatz seiner Heimatkirche für die Schwachen der Gesellschaft nach Rom gerufen. Dort erfährt er von einem Sprecher Papst Johannes Paul II. (ich weigere mich, ihn einen Heiligen zu nennen!): „Ab morgen Freitag, den 13. Januar 12 Uhr mittags, sind Sie nicht mehr Bischof von Evreux!“

Sodann William Morris, Bischof in der australischen Hinterland-Diözese Toowoomba und eine Seele von Mensch: er hatte mehrfach empfohlen, endlich über die Weihe von „viri probati“ zu Priestern nachzudenken. Benedikt XVI. schickt ihm 2011 einen Ermittler ins Haus. Als Morris wissen will, was gegen ihn vorliege, und einen gerechten Prozess fordert, sagt ihm der deutsche Papst, dass sowas im Kirchenrecht nicht

vorgesehen sei, und dass der „Nachfolger Petri nach eigenem Gutdünken einen Bischof jederzeit berufen und dann auch abberufen kann“.

Robert Bezak schließlich, Bischof im slowakischen Trnava wird ebenfalls von Benedikt XVI. amtsenthoben, nachdem er die dunklen Finanzgeschäfte seines Vorgängers kritisiert und eine Untersuchung gefordert hatte. Doch nicht gegen den Vorgänger, sondern gegen ihn selbst wird plötzlich ermittelt. Seine Bitte, als Betroffener die Anklageschrift lesen zu dürfen, wird 2012 abgelehnt.

Nun aber zu den Missbrauchs-Prozessen, die in Rom hinter den verschlossenen Türen der sogenannten Glaubenskongregation („Keine Fragen bitte!“) geführt werden.

Anfang April war aus den Reihen der „K9“-Beratergruppe des Papstes zu hören, dass bei der Glaubensbehörde derzeit sage und schreibe 1800 Prozesse gegen Priester anhängig seien, die sich an Minderjährigen sexuell vergangen haben. 1800 - was, wohl gemerkt, nur 20 Prozent der weltweit zu verhandelnden Fälle sind! Dieser Stau, so die „K9“-ler, müsse dringend abgebaut werden und es seien darum baldmöglichst nationale oder regionale Gerichte zur Aburteilung der Straftäter einzurichten.

Niemand sprach in der Meldung von den mindestens 6000 Opfern, die sich im „Schlepptau“ der 1800 Täter befinden, und dass vor allem ihretwegen mehr Eile geboten sei, zumal manche von ihnen vielleicht durchaus dankbar wären, künftig an einem sie selbst betreffenden Prozess - sozusagen vor der eigenen Haustür - teilnehmen zu können.

Klar, dass wir hier schon mal gerne wissen möchten, ob zu den Prozessen im fernen Rom überhaupt auch die Opfer und deren Anwälte geladen werden?

Wann ist es den Opferanwälten gestattet, Zeugen der Verteidigung ins Kreuzverhör zu nehmen? Wann können sie Einspruch erheben?

Erhalten die Opfer via Anwalt (so sie denn einen haben oder sich diesen leisten können!) Einblick in die Prozessakte und vor allem die Urteilsbegründung? Wird ihnen verständlich gemacht, warum der eine Täter zwangsläufig wird und der andere fortan „nur“ beten und fasten muss?

Wichtiger noch: wenn man einen Täter in Rom zwangsläufig, garantiert uns die Amtskirche dann auch, dass der Täter künftig nicht mehr rückfällig wird und sich an ahnungslosen Minderjährigen vergeht?

Mit welchen Vollmachten sind Ermittler, Ankläger und Richter in einem kirchlichen Missbrauchsprozess ausgestattet? Sind sie 100 Prozent unabhängig? Oder drücken sie bei evtl. Komplizenschaft höherer Kirchenfunktionäre schon mal ein Auge zu?

Müssen sich Missbrauchsoffer nicht verhöhnt und verspottet fühlen, wenn sie selbst unter schwersten Depressionen leiden und hohe Geldsummen für eine therapeutische Behandlung ausgeben müssen, ihr Vergewaltiger derweil zu ein bisschen „Gebet und Fasten“ verurteilt wird, ohne dass irgendjemand kirchlicherseits wirklich kontrolliert, ob beispielsweise im Kühlschrank des Fernando Karadima oder auch anderer Verbrecher nicht immer eine Flasche Whisky, feiner Käse und sonstige Leckereien sind?

Warum wird bei den Prozessen immer behauptet, dass die Sexualstraftaten der Priester keinen Zölibats-Bezug hätten, wo doch in den meisten Fällen die Opfer eigentlich erst deshalb zu Opfern wurden, weil sie überzeugt waren, dass der zölibatäre Priester mit Sex nichts am Hut hat und ein heiligmäßiger Mann sei, dem man voll vertrauen kann?

Lügt die Kirche hier den schwerstgeschädigten Opfern nicht nochmal in die Taschen, indem sie insinuiert, dass der vom Zölibat befreite Übertäter, künftig keiner Fliege mehr was zu leide tun werde? Die Zwangsläufigkeit also eine Höchststrafe mit miraculöser Heilswirkung?

Im Namen von Zigtausenden von Missbrauchsoffern muss zum Schluss hier die Frage erlaubt sein, ob zusammen mit der geographischen Auslagerung der Prozesse nicht auch eine radikale, inhaltliche Reform kirchlicher Rechtsprechung einhergehen müsste?! So wie´s im Augenblick aussieht, werden in fast allen noch existierenden Diktaturen der Welt transparentere und gerechtere Urteile gefällt als im Vatikan.

Paul Glotter

HimmelHerrgottSakrament – eine bunte Nachlese

Falls Papst Franziskus in der für Oktober 2019 einberufenen Amazoniensynode die Weihe von „viri probati“ erlaube, werden auch die deutschen Bischöfe den Vatikan um Zulassung von verheirateten Männern zum Priesteramt bitten. Das vermutete Franz-Josef Bode, Bischof von Osnabrück und stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz in einer von der ARD gesendeten Dokumentation mit dem Titel „Kirche ohne Priester“.

Dass Bode mit diesem Antrag innerhalb der Deutschen Bischofskonferenz auf profilierte Gegner stoßen wird, die unser Glossenschreiber Joseph in dieser Ausgabe der „imprimatur“ aus anderem Grund schon mal probeweise als „Sieben wackere Schwaben“ absaufen lässt, weil ein Trierer (es wird doch nicht Bischof Ackermann gewesen sein!) sie zum Durchwaten der Mosel aufgefordert hatte, steht außer Zweifel.

Auf vorprogrammierten Krach würde ich in jedem Londoner Wettbüro hohe Einsätze riskieren. Andererseits werden sich Woelki und Co. diesmal darauf vorbereiten müssen, im brasilianischen Altamira, an der Biegung des großen Amazonasnebenflusses Xingú, vom emeritierten Bischof jener Stadt, dem Österreicher Erwin Kräutler, dort zum Durchwaten des Xingú aufgefordert zu werden. Sie sollten wissen, dass die Mosel neben dem Xingú ein Rinnsal ist.

*

Auf wievielen Säulen unser Glaube steht, hat Kardinal Gerhard Ludwig Müller in seinem „Tagespost“-Kommentar nicht gesagt. Gesagt hat er aber, dass die Eucharistie eine solche Säule ist. Wie könnte ich das bestreiten, wo doch Thomas von Aquin bereits 1265 mit seinem legendären „Tantum Ergo“ alle theologischen Zweifel ausgeräumt und erklärt hatte, dass fortan im Allerheiligsten das „Himmlische Jerusalem“ für den Hausgebrauch sozusagen immer gegenwärtig sei.

Allerdings muss ich den emeritierten Chef der Glaubenskongregation gleich daran erinnern, dass in vielen fernen Regionen wie in Papua Neuguinea, in der ostmalaysischen Provinz Sarawak, wo Pater David gerade einmal im Jahr zur Messfeier in Remong vorbeischaut (vgl. in dieser Ausgabe von „imprimatur“ unsere Reportage!) oder auch in der riesigen, mehrere Länder umfassenden Amazonasregion 70 Prozent aller katholischen Gemeinden im wahrsten Sinne des Wortes - ganzjährlich und kollektiv - „sakramental auf Krücken“ gehen und von einer Eucharistiefeier bestenfalls träumen können.

Über die langsam doch ins Absurde abgleitenden „Selbstgespräche“ des Chefs der Gottesdienstkongregation in Rom, dem aus Guinea stammenden Kardinal Robert Sarah, welcher am liebsten heute als morgen die „unseren Herrn Jesus Christus beleidigende Handkommunion“ abschaffen würde, können wir darum zusammen mit den Langhausbewohnern von Remong und mit vielen Freunden auch in Afrika mittlerweile nur noch verständnislos den Kopf schütteln. Sein im Oktober 2016 erschienenes Buch „Die Kraft der Stille“ spricht gekonnt über die vielen Fazetten des Schweigens. Etwas mehr Schweigen täte Kardinal Sarah, einem engen Freund von Kardinal Müller und mit diesem zusammen prominenter Teil der „Altlasten“ des Pontifikates von Benedikt XVI., bestimmt sehr gut.

*

Rückgrat im besten Sinne des Wortes bewies Bischof John McAreavey (69) von Dromore/Nordirland, als er im März dieses Jahres seinen Rücktritt bekannt gab. Grund für die Entscheidung des Iren, der während seiner gesamten 19-jährigen Amtszeit auf vorbildliche Weise staatliche Strafverfolgungsbehörden bei der Aufklärung von Sexualverbrechen in der Kirche unterstützt hatte und der von sich sagen konnte, „alles, was ich über die Schrecken des Missbrauchs weiß, weiß ich aus Gesprächen mit Opfern und deren Angehörigen“: Einige Opfer des berüchtigten Kinderschänders Malachy Finnegan waren in einer BBC-Sendung daran erinnert worden, dass der Bischof 2002 das Sterbeamt für Finnegan zelebriert hatte und waren deswegen außer sich vor Empörung. McAreavey gegenüber der Internet-Ausgabe der ka-

tholischen Wochenzeitung „The Catholic Herald“: „Da wusste ich sofort, dass ich einen schweren Fehler begangen hatte, ein Zeichen setzen und zurücktreten musste.“

Als im Dezember 2017 der ehemalige Bostoner Erzbischof, Kardinal Bernard Law, starb, der 2002 als Chef eines kriminellen Schweigekartells wegen seiner schweren Versäumnisse im Umgang mit mehreren Hundert Missbrauchsfällen zurücktreten musste, nahmen am Requiem nicht nur Papst Franziskus, sondern auch viele Kardinäle und Bischöfe teil. Law wurde in der Patriachalbasilika Santa Maria Maggiore, deren Erzpriester er während seines römischen Exils von 2004 bis 2011 war, beigesetzt. An den Protesten Bostoner Missbrauchsoffer wegen des „für einen Verbrecher inszenierten Beerdigungs-Pomps“, störte sich unseres Wissens in Rom niemand. Niemand schlüpfte ins Büßergewandt. Niemand zog einen Rücktritt in Erwägung.

*

Über 8 Jahre hinweg hatte die als „Mama Bavaria“ auftretende Kabarettistin Luise Kinseher seit 2011 beim Nockherberg-Starkbier-Anstich die Politiker des Alpenvorlands ins Gebet genommen und sowohl dem ehemaligen bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer als auch besonders dem seit März 2018 regierenden Markus Söder ans Herz gelegt, doch bittschön „integrieren nicht mit intrigieren zu verwechseln“.

Von Erfolg waren die eindringlichen Worte der „Mama Bavaria“ nicht gekrönt.

Erst schlug der als Innenminister ins Merkel-Kabinetts nach Berlin gewechselte Horst Seehofer auf die Pauke und erklärte ohne triftigen Grund einmal mehr, dass „der Islam nicht zu Deutschland gehört“.

Dann fand der Neue in der Münchner Staatskanzlei, dass man vielleicht doch mit dem Wiederaufhängen von Kreuzen in öffentlichen Einrichtungen die Neutralitätsfanatiker am schnellsten auf die Palme bringen und die Auffassung seines Vorgängers handfest unterstreichen könne.

Dass in der Folge zuerst ein Münchner Weihbischof und schließlich Seine Eminenz Kardinal Reinhard Marx höchstpersönlich gegen die provokative Verordnung des Mi-

nisterpräsidenten protestierten, sorgte landauf landab für helle Aufregung und wilden Streit.

Völlig undiplomatisch und dazu auch noch aus der Wiener Zisterzienserabtei Stift Heiligenkreuz meldete sich der aus dem Schweizerischen Wallis stammende und in Österreich akkreditierte Vatikanbotschafter Peter Zurbriggen unter Aufbietung all seiner Kräfte zu Wort. Er erinnerte via Mikrophon vor mehreren Hundert Zuhörern erst mal daran, dass sein bischöfliches Leitmotiv „Im Kreuz ist Heil“ laute und dass es darum bei ihm bezüglich dieser ganzen Diskussion absolut kein Versehen gebe. Dann warf der Diplomat einen zornigen Blick ins benachbarte Bayern und nannte es eine „Schande, dass ausgerechnet katholische Bischöfe gegen das Aufhängen von Kreuzen sind und ihre eigenen Brustkreuze auch schon mal abhängen, wenn sie von muslimischen Religionsführern empfangen werden“. Erzbischof Zurbriggen weiter: „Die sollten sich mal ein Beispiel an meinem Studienfreund, dem französischen Kardinal Jean-Louis Tauran, nehmen. Der ist mit einem Brustkreuz zweimal so groß wie meines zu Besuch in Saudi-Arabien gewesen!“

Bleibt in diesem Zusammenhang noch zu erwähnen, dass Reinhard Marx später seine Söder-Schelte etwas abmilderte, weil er sich offensichtlich plötzlich an seine Trierer Zeit erinnerte, als er dort 2006 scharfen Protest gegen die Gerichtsverordnung eingelegt hatte, dass Kreuze in öffentlichen Gebäuden aus Neutralitätsgründen abgehängt werden müssten.

Damals war Marx an der Mosel gerade dabei, sich seine „bischöflichen Sporen“ zu verdienen.

*

In der Ausgabe 2/2017 von „imprimatur“ hatte Horst Hohmann über das seit Jahren anhaltende Kesseltreiben der US-Bischöfe gegen die in ihrem Land operierende, knapp über 20.000 Mitglieder starke Kinderschutzorganisation SNAP (Survivors Network of those Abused by Priests) berichtet und die Vermutung geäußert, dass ein von der ehemaligen Mitarbeiterin Gretchen Hammond wegen angeblich schwerer Arbeitsrechtverstöße angestrebter Prozess eine weitere, ferngesteuerte Attacke von Bi-

schofsanwälten auf den Ruf, auf die Finanzen und vor allem auf das Whistleblower-Archiv der Organisation sein könnte. Weil wir versprochen hatten, unsere LeserInnen über den Ausgang des Prozesses und seine möglichen Folgen auf dem Laufenden zu halten, dürfen wir heute mitteilen, dass sich beide Parteien vor kurzem „außergerichtlich schiedlich-friedlich einigten“. Über die konkreten Inhalte der Übereinkunft, die man vor allem auch im Interesse der Schutzbefohlenen von SNAP traf, so hieß es in der Pressenotiz, habe man Stillschweigen vereinbart. Eine gute Nachricht.

*

Anfang Mai feierte der sogenannte Neokatechumenale Weg (NW) seinen 50. Geburtstag. Gegründet wurde die Erneuerungsbewegung von Kiko Argüello und Carmen Hernandez in Spanien. Sie hat heute weltweit knapp über 1,5 Millionen Mitglieder, die sich nach „urchristlichem Vorbild“ in 42.000 Gruppen weltweit zusammengeschlossen haben (davon allein rd. 10.000 in Italien, rd. 7000 in Spanien und rd. 5000 in Brasilien). Seitdem 1988 in Rom das erste „Redemptoris Mater“-Priesterseminar des NW eröffnet wurde, ist deren Zahl innerhalb der vergangenen 30 Jahre auf über 100 angestiegen. Mehr als 3000 NW-Priester sind daraus hervorgegangen.

Der Gehorsam, verbunden mit einer strengen Observanz der geheimbündlerisch ausformulierten NW-Regeln, ist die Tugend, welche den Mitgliedern unentwegt ans Herz gelegt wird. Absoluter Gehorsam wird vor allem gegenüber dem jeweiligen Gruppen-Katechisten gefordert, der selbst in die sogenannten Intimbereiche von Ehepartnern hineinregiert und zum Beispiel darüber entscheidet, wann und wie es „um des ewigen Seelenheiles willen“ ratsam ist, ob sich beispielsweise ein mir bekanntes römisches Ehepaar trennt, weil nur die Frau und ihre zwei minderjährigen Töchter im NW aktiv sind, der Mann aber „diese Sekte nicht riechen kann“.

Das Elitedenken wird innerhalb des NW in einer Form gepflegt, die eine strikte Absonderung von jenen lauen Christen verlangt, die einem „tödlichen Glaubens-Relativismus“ verfallen sind. Selbst die eigenen Eltern sowie leibliche Geschwister gehören dann plötzlich nicht mehr zur „Familie“ –

ein gruppendynamischer Gewaltakt, der in zahlreichen anderen ähnlichen „Neuen Bewegungen“ genauso praktiziert wird und welcher die aus der geistlichen Gemeinschaft „Das Werk“ ausgeschiedene deutsche Nonne Doris Wagner veranlasste, ihre als Buch veröffentlichte Lebensgeschichte mit dem dramatischen Titel „Nicht mehr ich“ (Knaur-Taschenbuch) zu versehen.

*

Während ich diese Zeilen schreibe, stehen wir wenige Tage vor dem Druck des Hefts 2/2018 von „imprimatur“. Deshalb hatten wir uns bereits damit abgefunden, dass wir das vom 14. bis zum 17. Mai in Rom stattfindende Treffen von Papst Franziskus mit der chilenischen Bischofskonferenz, auf dessen Ergebnis wir als einen „Wendepunkt im Pontifikat des Argentiniers“ selbstredend sehr gespannt sind, erst zu einem späteren Zeitpunkt kommentieren könnten.

Gestern hat es uns dann allerdings erstmal komplett die Sprache verschlagen, als der Pressesprecher des Vatikans die „außerirdische Nachricht“ verkündete, dass über Verlauf und Inhalt der Gespräche des Papstes mit den chilenischen Bischöfen, von denen sich einige des schweren Amtsmissbrauchs im Umgang mit klerikalen Kinderschändern und deren Opfern schuldig gemacht haben, keine Kommuniqués vorgelesen seien.

Ist Papst Franziskus, der sich bezüglich der schweren Missbrauchskrise in Chile inzwischen weiß Gott nicht mehr über „unzureichende Informationen“ beklagen kann, etwa gerade dabei, einen weiteren, kolossalen Fehler zu begehen? Ist sich Jorge Bergoglio bewusst, dass jede „Schweige-Strategie“ eine Beleidigung der Opfer und ein Affront gegen deren Familien wäre?

Als Sympathisanten des Argentiniers fänden wir es schrecklich, wenn im bevorstehenden „Sommerloch“ die absolut nicht sehr lustige Frage zur Diskussion stünde: „Zieht Papst Franziskus jetzt zu Joseph Ratzinger ins Ruhestands-Kloster Mater Ecclesiae?“

Irmgard Rech

Die katholische Kirche setzt in ihrer Strukturreform die Frauen weiterhin nur als Hilfspersonal ein

Die wichtigste Reform, die Gleichstellung im Amt, bleibt aus

Unter dem inzwischen heiliggesprochenen Papst Johannes Paul II. wurde das Nein zur Priesterweihe für Frauen höchstamtlich ausgesprochen, von vielen fälschlich als endgültig angesehen. (Ordinatio Sacerdotalis 1994). Auch der jetzige Papst Franziskus hält unerbittlich an diesem Verbot fest. Es fehlt an der konservativen Spitze in Rom immer noch das Bewusstsein dafür, dass es sich dabei um ein Unrecht, also um einen Akt der Gewalt gegen Frauen handelt, der die christliche Botschaft von Gerechtigkeit, Geschwisterlichkeit und Frieden unglaublich macht. Gefangen in der anmaßenden Vorstellung, dass **nur** ein Mann Priester werden darf („Die heilige Weihe empfängt gültig nur ein getaufter Mann“ c. 1024 CIC/83), organisieren die deutschen Bischöfe die Folgen des zunehmenden Priestermangels, indem sie den Gläubigen und den noch vorhandenen Gemeindepriestern eine Umstrukturierung in anonyme Großpfarreien zumuten und diese beschönigend „Pfarreien der Zukunft“ nennen. Allen voran als mutiger Reformers Bischof Ackermann!

Zweitausend Jahre Zurücksetzung sollten genug sein

Wenn der Osnabrücker Bischof Franz-Josef Bode, Vorsitzender der Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz, der jetzt an dem ökumenischen Kongress „Frauen in kirchlichen Ämtern“ in Osnabrück (siehe letzte imprimatur-Ausgabe) teilnahm, betont, eine zukunftsfähige Kirche müsse sich weiter verändern, wird er hoffentlich anderes gemeint haben, als diese schillernde Strukturierung des Gemeinde-

lebens um den Priestermangel herum. Ob er aber in der Bischofskonferenz den Mut haben wird, für den Reformschritt einzutreten, das Priesteramt für Frauen zu öffnen und sie an Entscheidungsprozessen teilnehmen zu lassen, bleibt ungewiss.

Dabei wäre dieser Reformschritt der allerdringlichste, nicht in erster Linie deswegen, um dem Priestermangel abzuweichen, sondern weil in der Geschlechterbeziehung fortwährend ein schuldhaftes Unrecht begangen wird. Dagegen wächst in der zivilen Gesellschaft das Gespür für Geschlechtergerechtigkeit und dafür, dass die Macht nicht nur in Männerhand gehört. Davon bleibt das Gewissen der führenden Männer in der katholischen Kirche weiterhin unberührt. Keine Zerknirschung, keine Reue und keine Scham über die zweitausendjährige Zurücksetzung und Erniedrigung der Frau. Als Ausweg aus dem katastrophalen Priestermangel fällt ihnen nur die Scheinlösung ein, über bewährte verheiratete Männer, die sog. viri probati, als mögliche Priesteramtskandidaten nachzudenken. Wenn auch in diesen Fällen das Zölibat geopfert werden müsste, so bliebe doch das Priesteramt auf jeden Fall männlich, und die Frauen verblieben auch in den „Pfarreien der Zukunft“ die „Gehilfin“ des Mannes. Die Ämternamen Diakon, Priester, Bischof, Kardinal, Papst werden nicht verunziert durch die weibliche Endung „in“.

Die Seelsorgerin als Untergebene des Seelsorgers

Doch bei einem Begriff verfährt man etwas großzügiger. Das Wort Seelsorger darf jetzt auch in seiner weiblichen Form als Seelsorgerin gebraucht werden. Im Sprachgebrauch wird ein Priester auch als Seelsorger bezeichnet. Umgekehrt ist ein Seelsorger ein Priester und darf eine Gemeinde leiten. Eine Seelsorgerin darf das nicht. Der Gebrauch des Wortes ist eigentlich eine Augenwischerei und stellt keine Gleichstellung her. Die Seelsorgerin bleibt die untergeordnete Hilfskraft des Seelsorgers.

Das Wort sollte auch nicht so oft benutzt werden. So kam es mir vor, als ich im Trierer Bistumsblatt einen Bericht über ein Projekt las, das sich „Mitarbeit in der Seelsorge in Einrichtungen der Altenhilfe katholischer Träger“ nennt. Ausgebildet

wurden außer zwei Männern nur Frauen, dennoch kommt das Wort Seelsorgerin im gesamten Bericht nicht vor. Da ist von zusätzlich zu schaffenden „Seelsorge-Stellen“ die Rede. Weihbischof Gebert machte „den neuen Seelsorgern“ Mut, es sind „Mitarbeiter“, welche „die Seelsorge in den Einrichtungen mit ihren Fähigkeiten und Kompetenzen gestalten“. Eine Frau erzählt „von ersten positiven Reaktionen auf ihr „gottesdienstliches Angebot“, das allerdings nur ein Wortgottesdienst sein darf und keine Eucharistiefeier. Unter dem Bild, von dem uns die Frauen, auch Ordensfrauen, mit ihren Zertifikaten entgegenlachen, heißt es ein einziges Mal „Die neuen Seelsorgerinnen und Seelsorger für die Alten und Pflegeheime“. Gemeldet für die Hilfsseelsorge in Kranken- und Pflegehäusern hatten sich ja nur 2 Männer, aber 15 Frauen. Hier sind sie jetzt die Hauptdarsteller, aber nur im Bild. Und wer bei der Aufzählung ihrer Tätigkeiten genau hinschaut, der entdeckt, was diese Frauen, die Kranken, Alten und Sterbenden so viel Gutes tun, auf keinen Fall auch nicht dürfen, nämlich das Sakrament der Krankensalbung spenden. Denn das Kirchenrecht fordert im Kanon 1003: „Die Krankensalbung spendet gültig jeder Priester, und **nur** er.“

Seelsorgerinnen in der Kranken- und Altenpflege die Krankensalbung spenden lassen

Dieses Beispiel macht es deutlich, wie starr die Männerkirche darüber wacht, dass die Spendung der Sakramente den geweihten Priestern vorbehalten bleibt, selbst dann, wenn kein Priester da ist, der es spenden könnte. Wenn Schwerkranke um die Krankensalbung bitten, beginnt die aufregende Suche nach einem Priester. Den Kranken verweigert man so einen tröstenden und heilverheißenden Ritus, der im multikulturellen öffentlichen Raum eines Krankenhauses Jesus gegenwärtig setzt.

Ohne dass gleich die Fundamente ins Wanken gerieten, wäre es doch möglich, an den Orten der Krankenpflege die dringliche Reform zu vollziehen, ein Sakrament aus den Händen der Männer auch in die Hände der Frauen zu geben, zumal sie es sind, die den Leidenden täglich und nächtlich zur Seite stehen. Wenn Frauen, die den Kranken ver-

traut sind, das Sakrament spenden, bekommt Gott endlich auch ein weibliches Gesicht.

Statt des ausschließenden „nur“ das einschließende „und“

Frauen die priesterliche Tätigkeit zu verweigern, muss in seinen Auswirkungen durchdacht werden. Ihnen die „heilige Weihe“ und Tätigkeit „heiliger Handlungen“ zu verweigern, mindert ihre Personenwürde wie kaum eine andere Verweigerung. Ist das Priesterbild gar so hochgeschraubt wie im katholischen Denken, nach dem der Priester an Wert über den Engeln steht, dann steht die Frau tief unter den Engeln. Aber dadurch, dass die zentrale heilige Handlung am Altar, die Feier der Eucharistie als das Vermächtnis Jesu „nur“ Männern vorbehalten bleibt, nimmt nicht nur die Würde der Frau Schaden, sondern auch das Bild von Gott und von Jesus. Wer von Kindheit an einen nur von Männern gestalteten und nur von Männern mit großem Pomp ausgeführten Kult erlebt hat, wird sich kaum von der Vorstellung befreien können, dass „Gott der Herr“, also männlich ist. Nicht zu unterschätzen in ihrer Wirksamkeit bis heute ist die dadurch entstandene zweifache Grundannahme, männlich ist gleich göttlich und die Macht gehört den Männern. Um sich die Männermacht in der Kirche zu erhalten, kennt selbst der als besonders intelligent eingeschätzte Papst Benedikt keine Hemmung, sich mit seinem Argument auf die niedrigste Stufe zu begeben, indem er behauptet, im Abendmahlsaal seien nur Männer gewesen, zu denen Jesus gesprochen habe: „Tut dies zu meinem Andenken!“ Also habe die Kirche kein Recht, Frauen zu Priestern zu weihen. Jesus aber hat auch keine Männer zu Priestern geweiht, erst recht nicht unter Zurückweisung der Frauen.

Genauso kopflos und dazu zukunftsblind ist es, eine priesterzentrierte Strukturreform zu planen und darauf zu setzen, „Gott der Herr“ werde bald wieder Männer zu Priestern berufen. Inzwischen wird allerdings der Frauentopf, aus dem das „Hilspersonal“ geschöpft werden kann, immer leerer und ein Gott, der zölibatäre Männer beauftragt, Frauen auszuschließen, immer ungläubwürdiger.

Mit einem männlichen Gott als oberstem Herrscher an der Spitze wurde ein „heiliges“ System aufgebaut, das den Männern die Macht sichert. Alle Heilszusagen an die Menschen werden von Männern in männlicher Sprachform gemacht. Gesegnet wird „nur“ im Namen eines Vaters und seines Sohnes und eines Heiligen Geistes. „Nur der Mann“ zu einem kategorischen Imperativ Gottes zu machen, davor haben schon Propheten im Alten Testament gewarnt: „Hört mir zu! Blickt auf Abraham, euren Vater, und auf Sara, die euch gebär.“ So ruft der Prophet Jesaia in 51,2. Und beim Propheten Micha klagt Gott: „Ich habe Mose vor dir hergesandt und Aaron und Mirjam“ (Mich 6,4). Im NT rühmt der Hebräerbrief daher den Glauben Abrahams und den Glauben Saras (Hebr 11, 8-12). Der Evangelist Lukas legt Maria, einer Frau, die Botschaft in den Mund: „Die sich Macht anmaßen stürzt er vom Thron, und die Niedrig-Gemachten hebt er hoch“ (Lk 1,52).

Das ausschließende Wörtchen „nur“, das in der Geschichte der Menschheit unermessliches Leid verursacht hat, darf nicht zum Wortschatz eines Gottes gemacht werden, der das Heil für alle will. Wie lange soll es noch dauern, bis die katholische Kirche sich für das einschließende und solidarische kleine Wörtchen „und“ entscheidet, das im Anfangstext der Bibel als innergöttlich bestimmt wurde. „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann *und* Frau schuf er sie.“

Zweitausend Jahre Zurücksetzung sollten genug sein!



Maria Hollering-Hamers

Konfessionsverbindende Paare gehen gemeinsam zum Tisch des Herrn

1972: die erste „ökumenische Trauung“ in einer Dorfkirche in Noord Brabant, Niederlande. Sieben Jahre nach Ende des II. Vatikanischen Konzils war das möglich und es war sehr schön! Ich weiß, was ich damals nicht wusste, eine „ökumenische Trauung“ gibt es nicht, darf es nicht geben. Dass es sie trotzdem wirklich gab, eine „echte“ ökumenische Trauung, bei der die beiden geistlichen Herren, römisch katholisch und evangelisch lutherisch, konzelebrierten, war sicherlich der Zeit zu verdanken. Und auch dem Ort oder der Region. In den Niederlanden war damals mehr möglich als in Deutschland und ich vermute, das ist immer noch so.

Trotzdem war ich es selber, die danach einen großen Fehler machte, einen richtig braven katholischen Fehler ... Unsere Hochzeit war am Samstag, als gute Katholiken gingen wir am nächsten Sonntag wieder in die Hl. Messe. Bei der Einladung zur Kommunion stand mein Mann auf und wollte mit vorgehen. Ich hielt ihn zurück und flüsterte ihm zu, dass er das nicht darf! Was er gestern durfte, durfte er heute nicht mehr. Ich habe meine Geste sehr bedauert, aber erst später, als ich mutiger und selbstbewusster im Glauben stand.

Und jetzt, 45 Jahre später und mehr als 50 Jahre nach dem hoffnungsvollen Großereignis des II. Vatikanischen Konzils, was ist jetzt?

Das, worauf wir viele Jahre lang hofften, kam nicht. Und wenn es jetzt doch noch kommen sollte, kommt es viel zu spät!

Die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) tagte zur Frühjahrssitzung 2018 in Ingolstadt. Ein TOP in der Konferenz war der gemeinsame Gang zur Eucharistie von konfessionsverbindenden Ehepaaren. Eigentlich würde man denken, sie müssten sich sehr darüber freuen, dass es noch solche Paare gibt, die Wert darauf legen, gemeinsam zur

Kommunion zu gehen. Nach dem Reformationsjubiläum mit den vielen Versprechungen und Hoffungszeichen wäre es doch zu erwarten gewesen, dass konkrete Reformen auf der Tagesordnung stünden. Aber nein! Nicht bei der Bischofskonferenz. Man debattiert ausführlich und kommt zum Schluss, dass es sich, weil wir in Deutschland sehr viele konfessionsverschiedene Paare haben, hier um eine „dringende pastorale Aufgabe“ handelt. Ein Dokument wurde von der Ökumene-Kommission der DBK erstellt und von der großen Mehrheit der deutschen Bischöfe angenommen. Es soll Hilfestellung bieten, „um im seelsorgerlichen Gespräch die konkrete Situation anzuschauen und zu einer verantwortbaren Entscheidung über die Möglichkeit des Kommunionempfangs des nicht-katholischen Partners zu kommen“. Und man (MANN) stellt fest, dass „im Einzelfall der geistliche Hunger so drängend sein könnte, dass es zu einer Gefährdung der Ehe und des Glaubens der Ehepartner kommen könnte, wenn sie ihn nicht stillen dürfen“. Dabei ist es auch noch wichtig, „dass der nicht-katholische Partner, den katholischen Eucharistieglauben bejaht“!

Hier kann man mal wieder beobachten, was dabei herauskommt, wenn die „großen Männer“ dieser Kirche sich zusammensetzen! Wie die Erfahrung gelehrt hat, nicht viel Neues und nichts Erfreuliches. Den Einzelfall prüfen zu wollen, halte ich für absolut unrealistisch. Wer will denn zum Bischof oder zum Pfarrer gehen, um seinen „Einzelfall“ prüfen zu lassen? Das Gerede von einer 2000 Jahre alten Kirche, in der nichts „von heute auf morgen“ geht, habe ich gründlich satt! Wenn 50 Jahre (und 500 Jahre nach der Reformation) nicht genug sind, um auf Eitelkeiten und Alleinstellungsmerkmale, die weder biblisch noch jesuanisch zu begründen sind, zu verzichten, dann hilft jetzt auch nichts mehr.

Dieses Papier und diese Entscheidung kommen viel zu spät. Und ich finde sie eine Beleidigung für mündige Christen_innen. Vor 40 oder auch noch vor 30 Jahren hätten wir uns wirklich sehr darüber gefreut. Heute brauchen wir keine Erlaubnis mehr. Wir haben vor vielen Jahren unser Gewissen geprüft, miteinander überlegt und unsere individuelle Entscheidung getroffen, so wie (glücklicherweise) sehr viele andere konfessionsverbindende Paare. Wer, wenn

nicht wir, sind „sichtbare Einheit“ und zugleich auch „Einheit in Vielfalt“? Wer, wenn nicht wir, haben im Laufe der vergangenen 50 Jahre die Ökumene vorangebracht? Wer, wenn nicht wir, lebten Ökumene voller Begeisterung und Zukunftshoffnung und brachten sie in Gemeinden und Pfarreien ein?

Ich finde es auch nicht notwendig, dass ein evangelischer oder anders-konfessioneller Partner den katholischen Eucharistieglauben bejaht. Denn dieser ist „männergemacht“ und nicht göttlich festgeschrieben. Jesus sagt dazu konkret gar nichts. Er lädt ein, es zu seinem Gedächtnis zu tun. Und wenn beide dieses Bedürfnis spüren, wer hat dann das Recht, ihm oder ihr Hindernisse in den Weg zu legen? Ist es nicht an der Zeit, dass solche Hürden der Vergangenheit angehören?

„Gemeinsam zum Tisch des Herren“! Über das Verbot für katholische Christ_innen, am evangelischen Abendmahl teilzunehmen, lese ich hier nichts. Für die meisten konfessionsverbindenden Paare ist es wahrscheinlich so, dass die Partner in beiden Kirchen teilnehmen (möchten). Das ist aber von katholischer Seite her verboten. Wahrscheinlich auch deswegen, weil man in dem Falle bereit sein muss, auch „den evangelischen Abendmahlsglauben zu bejahen“. Denken die Herren wirklich, dass jede® einzelne so genau informiert ist über die beiden theoretisch/theologisch unterschiedlichen Lehren? Macht es nicht so kompliziert, rate ich, sondern lasst euch einfach von Jesus einladen. Er sagte zu der Samariterin (Joh. 4), dass es nicht auf den Ort der Anbetung ankommt, sondern darauf, wie man anbetet: „im Geist und in der Wahrheit“. Wie die Kirche oder die Gemeinschaft heißt, wo man/frau anbetet, ist dann zweitrangig. Dieser praktische Tipp von Jesus selber hat mir persönlich sehr geholfen, mich zu entscheiden und das nach meinem Empfinden Richtige zu tun!

Wenn sich nun auch Kardinal Müller noch in die Debatte einmischt, vermutet man sofort, dass noch weniger geht als die Genehmigung im „Einzelfall“!

Sein Schreckensbild ist die „Protestantisierung der katholischen Kirche“. Mir scheint, dieser Mann hat wirklich nichts begriffen, und in seiner unerträglichen Arroganz hat er überhaupt keine Achtung vor

der Eigenverantwortlichkeit der Gläubigen. Wie ich es schon öfter gelesen habe, behauptet er, Christus hat das Lehramt und die Kirche „gestiftet“. Wo in der Bibel man das nachlesen kann, erwähnt er dabei nicht. Und so meint er: „Es gibt nur eine Kirche und nur einen Glauben“. Logischerweise sind das für ihn aber verengt die römisch-katholische Kirche und der römisch-katholische Glauben. Er meint zwar, dass ökumenische Fortschritte wünschenswert und notwendig sind, das was er konkret will und fordert, hört sich für mich doch sehr nach einer „Rückkehrökumene“ an, obwohl er das explizit verneint! Wenn es nur den einen Glauben und die eine Kirche gibt und jemand gehört nicht dazu, dann muss er das ändern, er muss zurück zu dieser einen Kirche ... oder sehe ich das falsch? Kardinal Müller versucht sogar wieder Angst zu verbreiten mit dem Verlust des „ewigen Heils“. Eigentlich war ich der Meinung, dass diese Zeiten schon längst vorbei wären. Er meint nur in der vorgesehenen wirklichen „Notsituation“, wenn es um Leib und Leben z. B. eines evangelischen Christen geht und er keinen evangelischen Pfarrer mehr erreichen kann, nur dann dürfte dieser anderskonfessionelle Christ zur Eucharistie zugelassen werden.

Persönlich habe ich für unsere Ehe diese „Notsituation“ immer großzügig ausgelegt. Ich betrachtete die bi-konfessionelle Ehe an sich als eine Form der „Notsituation“. In dieser „Notsituation“ muss ich als Christin selber entscheiden, was für mich, für uns, für unser gemeinsames christliches Leben „notwendig“ ist. Als konfessionsverbindendes Paar entschieden wir erst nach vielen Jahren von Reden, Abwägen und Zögern, dass wir die Einladung Jesu annehmen, dort, wo sie uns entgegen kommt. So beteiligten wir uns vor zwei Jahren auch in einem neuapostolischen Gottesdienst, zu dem uns Verwandte eingeladen hatten, am Abendmahl. Und es fühlte sich gut und richtig an.

Alle, die an Christus glauben und sich in Kirchen oder Gemeinschaften zu seiner Ehre zusammengeschlossen haben, sind der Wortbedeutung nach „katholisch“, gehören also zu der „allumfassenden Kirche Jesu Christi“. Warum sollte da jemand von seiner Einladung ausgeschlossen sein?

Wenn wir und wenn die Hierarchen der römisch-katholischen Kirche nicht schnell dazu übergehen, umzudenken, werden sie es, sicherlich hier in West-Europa, noch erleben, dass sie alleine am Altar stehen. Das „Volk Gottes“ verschwindet, weil es nicht mehr versteht, warum einige wenige sich eine Macht anmaßen und diese als „göttlichen Willen“ begründen, der mit dem Glauben an den menschenfreundlichen Gott und seinen Sohn Jesus nichts mehr zu tun hat.

Deshalb möchte ich alle, die noch in und mit ihrem Glauben leben, dazu ermutigen, selber zu entscheiden, was sie glauben können und glauben wollen. Einst, vor dem Richterstuhl Gottes, wird uns niemand fragen, ob wir noch im Kopf haben, was ein Papst oder ein Bischof irgendwann gesagt haben, sondern ob wir unser Leben in Verantwortung vor Gott und den Mitmenschen gestaltet haben. Und da möchte ich mutig und selbstbewusst zu dieser Verantwortung stehen.

Ida Raming

„Gaudete et Exsultate“ - Freut euch und jubelt!

Dies ist der Titel der neuen Apostolischen Exhortation von Papst Franziskus – aber:
Können sich die Frauen in der Kirche unbeschwert über dieses Papstwort freuen?

Mit Recht betont der Papst die Berufung eines jeden Christen / einer jeden Christin zur Heiligkeit: *„Wir sind alle berufen, heilig zu sein, indem wir in der Liebe leben und im täglichen Tun unser persönliches Zeugnis ablegen, jeder an dem Platz, an dem er/sie sich befindet“ (Nr. 14).* Der Papst drückt in dem Schreiben auch seine Anerkennung bedeutender heiliger Frauen aus:

„In Bezug auf diese verschiedenen Weisen (von Heiligkeit) möchte ich eigens betonen, dass sich der „weibliche Genius“ auch in weiblichen Stilen der Heiligkeit manifestiert, die unentbehrlich sind, um die Heiligkeit Gottes in dieser Welt widerzuspiegeln...“ In diesem Zusammenhang nennt er die Namen bekannter heiliger Frauen: Hildegard von Bingen, Brigitta von Schweden, Katharina von Siena, Teresa von Avila und Thérèse von Lisieux und lobt ihre Bedeutung für wichtige Reformen in der Kirche (Nr. 12).

Aber gerade in diesen Zeilen zeigt sich wiederum die klischeehafte, verengte Sicht vom „Wesen der Frau“, die Papst Franziskus bekanntlich schon öfter ausgedrückt hat.

Denn was hat seine Charakterisierung „weibliche Stile der Heiligkeit“ mit der Botschaft des Evangeliums zu tun? Hier wird nicht nach männlich und weiblich unterschieden (vgl. Gal 3, 26-28: „Ihr alle seid ja in Christus Jesus Söhne und Töchter Gottes durch den Glauben. Denn da ihr auf Christus getauft seid, habt ihr Christus angezogen....Da gilt nicht mehr ... männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus“). Das große, erstrebenswerte Ziel der Heiligkeit kann für alle Menschen nur durch Tapferkeit, Mut, Vertrauen auf Gott, Seelenstärke, Nächstenliebe – mit Gottes Hilfe erreicht werden. Was soll daran männlich oder weiblich sein?

Das vom Papst propagierte Geschlechterklischee mit seinen Folgen für die Stellung der Frauen in der Kirche hat für sie eine einengende Auswirkung mit fatalen Folgen: Frauen werden daran gehindert, ihre Persönlichkeit zu entfalten, sie werden in ihrem Personsein beschnitten, – auch das ist eine wesentliche Einschränkung ihrer Berufung zur Heiligkeit. Ihnen wird in der römisch-katholischen Kirche die Entfaltung ihrer Berufung zum Priesteramt verweigert (Die hl. Theresia von Lisieux ist dafür ein tragisches Beispiel!).

Die Kehrseite der wiederholten Lobsprüche über den „weiblichen Genius“ ist die anhaltende und fortdauernde Unterdrückung der Frauen in der Kirche, – sie wirft einen deutlichen Schatten auf die im übrigen anerkennenswerten Reformbestrebungen dieses Papstes.

Zur Erinnerung: Papst Johannes Paul II. prägte den Ausdruck „weiblicher Genius“ in seinem Apostolischen Schreiben „*Mulieris Dignitatem*“ (1988), indem er ebendort jedoch zugleich den angeblich geschlechtsbedingten Ausschluss der Frauen vom Priesteramt betont. Er spricht dabei „von der *gottgewollten Beziehung zwischen Mann und Frau, zwischen dem »Fraulichen« und dem »Männlichen«, sowohl im Schöpfungsgeheimnis wie im Geheimnis der Erlösung*“ (Nr. 50). Bald darauf, i. J. 1994, folgte das „endgültige“ Verbot der Frauenordination in seinem Schreiben *Ordinatio Sacerdotalis*, das Papst Franziskus bis heute als verbindlich erklärt.

Mit großem Misstrauen sind daher die Lobsprüche für Frauen von Seiten der Päpste (und von Theologen) zu betrachten; sie erweisen sich als trügerisch, solange den Frauen die gleichen Rechte in der Kirche vorenthalten werden und ihnen damit die volle Mitgliedschaft in der Kirche verwehrt wird.

Jamie Manson, Theologin und Autorin, mahnt daher in ihrem Artikel (NCR v. 13. April 2018): „*Should women rejoice over ,Gaudete et Exsultate‘?*“ eindringlich: „*It's time to be honest about Pope Francis and women*“ und stellt die entscheidenden Fragen: „*Can women really achieve wholeness (Vollkommenheit, im Sinne von Heiligkeit) in an institutional church that does not see them as equal? Can women grow into holiness under a pope who insists that they are incapable of administering sacred rites? Can women reach the fullness of life to which God calls them in a church that rejects their gifts and bars them from ministering to the body of Christ? As long as these limits remain on a woman's ability to be fully alive in her church, there will be serious limits on the extent to which she can truly rejoice and be glad...*“

Von der bereits verstorbenen evangelischen Theologin Marga Bührig, die sich als feministische Theologin für volle Gleichberechtigung der Frauen eingesetzt hat, ist (i. J. 1987) die wichtige Frage überliefert, die wir auch an Papst Franziskus stellen können:

„*Wenn Frauen Heilige sein können, warum können sie nicht auch Priesterinnen sein?*“

In der Tat: Wenn und da Frauen Heilige

sein können, können sie erst recht auch Priesterinnen sein!

Die römisch-katholische Kirche braucht dringend solche heilige Priesterinnen (Presbyterinnen) und Bischöfinnen!

Aus: Joh. Paul II.: „Mulieris Dignitatem“

Wenn Christus nun die Eucharistie bei ihrer Einsetzung so ausdrücklich mit dem priesterlichen Dienst der Apostel verbunden hat, darf man annehmen, daß er auf diese Weise die gottgewollte Beziehung zwischen Mann und Frau, zwischen dem »Fraulichen« und dem »Männlichen«, sowohl im Schöpfungsgeheimnis wie im Geheimnis der Erlösung ausdrücken wollte. Vor allem in der Eucharistie wird ja in sakramentaler Weise der Erlösungsakt Christi, des Bräutigams, gegenüber der Kirche, seiner Braut, ausgedrückt. Das wird dann durchsichtig und ganz deutlich, wenn der sakramentale Dienst der Eucharistie, wo der Priester »in persona Christi« handelt, vom Mann vollzogen wird. Diese Deutung bestätigt die Lehre der im Auftrag Pauls VI. veröffentlichten Erklärung Inter Insigniores, die Antwort geben sollte auf die Frage nach der Zulassung der Frauen zum Priesteramt.[50]

Die Kirche sagt Dank für alle Äußerungen des weiblichen »Geistes«, die sich im Laufe der Geschichte bei allen Völkern und Nationen gezeigt haben; sie sagt Dank für alle Gnadengaben, mit denen der Heilige Geist die Frauen in der Geschichte des Gottesvolkes beschenkt, für alle Siege, die sie dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe von Frauen verdankt: Sie sagt Dank für alle Früchte fraulicher Heiligkeit.

Gleichzeitig bittet die Kirche darum, dass diese unschätzbaren »Offenbarungen des Geistes«, (vgl. 1 Kor 12, 4 ff.), mit denen die »Töchter« des ewigen Jerusalem in großer Freigiebigkeit beschenkt wurden, sorgfältig anerkannt und gewertet werden, damit sie gerade in unserer Zeit der Kirche und der ganzen Menschheit »zum gemeinsamen Nutzen« gereichen. Während sie das biblische Geheimnis der »Frau« betrachtet, betet die Kirche darum, dass alle Frauen in diesem Geheimnis sich selbst und ihre »höchste Berufung« finden.

Maria, die der ganzen Kirche »auf dem Weg des Glaubens, der Liebe und der vollkommenen Einheit mit Christus« vorangeht,

[63] möge in dem Jahr, das wir ihr geweiht haben, an der Schwelle zum dritten Jahrtausend seit dem Kommen Christi, uns allen *auch diese »Frucht« erwirken.*

Vor allem unsere Zeit [erwartet], dass jener **„Genius“ der Frau** zutage trete, der die Sensibilität für den Menschen, eben weil er Mensch ist, unter allen Umständen sicherstellt ... „11

[[8] Apostolisches Schreiben „Mulieris Dignitatem“ von Papst Johannes Paul II. über die Würde und Berufung der Frau anlässlich des Marianischen Jahres, 15. August 1988, in: VAS, Heft 86, Nr. 30, S. 67.]

Christian Weisner

Fünf Jahre Papst Franziskus: Weiter auf Reformkurs bleiben!

Vorspann

35 Jahre lang wurden die Reformen des Konzils nur zögerlich umgesetzt, relativiert und in vielem sogar massiv behindert. Jetzt, in nur fünf Jahren, hat Papst Franziskus mehr erreicht, als viele es für möglich hielten. Doch sein Reformkurs auf der Linie des Konzils muss von der Kirchenleitung und auch vom Kirchenvolk noch viel stärker unterstützt werden, meint Christian Weisner.

Mit Jorge Mario Bergoglio aus Argentinien wurde erstmals ein Kardinal zum Papst gewählt, der zwar nicht das Konzil in Rom miterlebt hat, aber von jenem Kontinent kommt, auf dem die Visionen dieses Reformkonzils am konsequentesten aufgenommen und umgesetzt wurden. Franziskus hat die in Lateinamerika in oftmals leidvoller Praxis gereifte Theologie des Zweiten Vatikanischen Konzils in den Vatikan zurückgebracht. In vielem knüpft er dabei an die innerkirchlichen Reformprojekte und gesellschaftspolitischen Positi-

onen von Paul VI. an und auch an den Konkordat, den viele Bischöfe am Ende des Konzils unterzeichnet haben. Dass Kirchenreform und Gesellschaftsreform zusammengehören, hatte Bergoglio schon in seiner kurzen Rede im Vorkonklave deutlich formuliert.

Vom ersten Moment auf der päpstlichen Loggia an führte Papst Franziskus einen völlig neuen Stil in Rom ein, einen pastoralen Führungsstil, wie ihn viele Gläubige schon lange ersehnt hatten. Das programmatische Lehrschreiben „*Evangelii Gaudium*“ zeigt sehr deutlich den Willen zu konkreten Reformen, auch in der Kirchenstruktur. Mit den Augen der Armen die Welt sehen, die Bibel lesen und entsprechend handeln – ein fundamentaler Perspektivwechsel!

Die Umwelt- und Sozialzyklika „*Laudato Si*“ ist auch außerhalb der Kirche sehr positiv aufgenommen worden. Mit der Einberufung der beiden Familiensynoden 2014 und 2015 und mit dem nachsynodalen Schreiben „*Amoris laetitia*“ hat Franziskus die dringend notwendige Fortentwicklung der katholischen Sexualethik und Pastoraltheologie eingeleitet. Dabei hat er bewusst noch keine offensichtlichen Korrekturen der Dogmatik vorgenommen, sondern der Kirche die Freiheiten des Dialogs und der Lehre zurückgegeben, die seine beiden Vorgänger über die Maßen beschnitten hatten. Die kontroversen Reaktionen zeigen, dass der lange blockierte Diskurs in Gang gekommen ist.

Jetzt stehen vor allem die Bischöfe weltweit in der Verantwortung, „in jedem Land oder jeder Region besser inkulturierte Lösungen“ zu suchen. Dem sind bis jetzt allerdings noch viel zu wenige gefolgt. Ein gemeinsames Wort der deutschen Bischöfe folgte z.B. erst neun Monate nach der Veröffentlichung von „*Amoris laetitia*“. Solch langes Zögern ist mitverantwortlich dafür, dass die konservativen Gegenkräfte so viel Aufmerksamkeit erhalten und wirkliche Reformen so langsam vorankommen.

Von Anfang an hat Papst Franziskus die Bedeutung des Kirchenvolkes betont, ein Kirchenbild, das der *Communio*-Theologie des Konzils entspricht. Eine Aufhebung der Zölibatspflicht für katholische Priester scheint für ihn nicht ausgeschlossen. Jetzt ist es an den Bischöfen, nicht weiter über

die pastorale Situation zu lamentieren, sondern „mutige und kühne Vorschläge“ nach Rom zu schicken, so wie es Papst Franziskus gegenüber Bischof Erwin Kräutler geäußert hat.

In der Frauenfrage hat Franziskus mehrfach betont, dass die Kirche um ihrer selbst willen in allen Bereichen, gerade auch in Leitungspositionen, einer größeren Präsenz der Frauen bedarf. Doch mit „*Ordinatio Sacerdotalis*“, das 1994 die Nichtzulassung von Frauen zum Priesteramt als unabänderliche kirchliche Lehre festzulegen versuchte, haben Papst Johannes Paul II. und sein damaliger Glaubenspräfekt Joseph Ratzinger allen Nachfolgern eine schwer zu überwindende Hypothek hinterlassen.

Den von Papst Benedikt begonnenen Kampf gegen pädophile Übergriffe und Verbrechen durch Kleriker hat Franziskus verstärkt fortgesetzt. Er hat sich zu einer Null-Toleranz-Politik gegenüber allen in diesem Bereich straffällig gewordenen Tätern ausgesprochen und will auch Bischöfe zur Rechenschaft ziehen, die die Aufklärung dieser Taten behindert haben. Im Fall des chilenischen Bischofs Juan Barros, dem Vertuschung vorgeworfen wird, lässt der Vatikan gerade klären, warum nach dem Brief eines chilenischen Missbrauchsofers an Papst Franziskus im März 2015 nicht so gehandelt wurde, wie es notwendig gewesen wäre.

Schon sehr kurz nach seiner Wahl kündigte Franziskus eine Kurienreform an und berief den sogenannten K9-Rat ein. Nach diesen Empfehlungen soll das Personal insgesamt internationaler, weniger klerikal und weiblicher werden. Dies wäre eine erfreuliche Veränderung in der Rolle der Kirchenzentrale, die die Ortskirchen auch eher unterstützen statt kontrollieren soll. Für Außenstehende ist allerdings bis jetzt nur schwer zu durchschauen, wie weit diese Reform schon gelungen ist. Die Liste der neu ernannten Kardinäle aus aller Welt zeigt jedoch, dass die kulturelle Vielfalt vorangetrieben wird.

Die breite Unterstützung des Kirchenvolkes hatte Papst Franziskus von Anfang an. Doch Veränderungsprozesse sind mühsam, beanspruchen Zeit, erzeugen Widerstand. Allein kann auch ein Papst wie Franziskus die geistliche und strukturelle Erneuerung nicht schaffen. Er braucht auf seinem

Reformkurs unbedingt die Unterstützung nicht nur von Reformgruppen, sondern auch von Bischöfen und Priestern. Deshalb bleiben der „Aufruf zum Ungehorsam“, die weltweiten Pfarrer-Initiativen und Reformgruppen sowie Initiativen wie „Pro Pope Francis“ so wichtig, die deutlich zeigen, dass auch immer mehr Kleriker Reformen fordern.

Vor Franziskus und uns liegt noch ein langer Weg, um die römisch-katholische Kirche wieder auf Reformkurs zu bringen. Die kommenden Jahre werden uns alle vor größte Herausforderungen stellen. Nach Jahrzehnten der verweigten Rezeption des Konzils müssen innerkirchlicher Dialog und theologischer Diskurs erst mühsam wieder gelernt werden. Es bleibt zu hoffen, dass es nach zwei restaurativen Pontifikaten jetzt gelingt, die römisch-katholische Kirche auf den Reformkurs des Konzils zurückzuführen und die notwendigen und unumkehrbaren Prozesse einzuleiten, damit sie ihrer Verantwortung in der globalen Gemeinschaft der Menschheit gerecht werden kann. Mit Papst Franziskus besteht dazu womöglich die letzte Chance für lange Zeit. Sollte sie erfolgreich genutzt werden, so könnte das jetzige Pontifikat rückblickend vielleicht einmal als „Franziskani-sche Wende“ bezeichnet werden.

Hinweis: Im Mai erscheint ein umfangreicherer Beitrag über das Pontifikat Franziskus': „Wendezeit für die römische Kirche“ in „ET-Studies“ der Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie.



Theo Mechtenberg

Ein Gesetz belastet die polnisch-jüdischen Beziehungen

Zu der von Jarosław Kaczyński und seiner nationalkonservativen Regierung verfolgten Politik gehört eine Geschichtspolitik, deren Ziel ein nationales Selbstbild ist, das die eigene Opferrolle und den eigenen Heroismus betont, zugleich aber all das, was in dieses Bild nicht passt oder ihm entgegensteht, ausblendet. Dabei hat es in der Vergangenheit durchaus Bemühungen gegeben, einen derartigen, vor allem das polnisch-jüdische Verhältnis betreffenden Verdrängungsprozess aufzuarbeiten und auf diese Weise eine Reinigung des nationalen Gedächtnisses zu bewirken. Es sind vor allem zwei öffentliche Diskussionen, an die als Voraussetzung des Verständnisses der neuerlichen Belastung des polnisch-jüdischen Verhältnisses zu erinnern ist.

Die Reaktion auf Lanzmanns Film „Shoa“

Der 1985 ausgestrahlte Film „Shoa“ des französischen Regisseurs Claude Lanzmann führte in Polen zu heftigen Protesten. Er bot in der Tat ein verzerrtes Bild. Befragt wurden vor allem antijüdisch eingestellte Dorfbewohner, die im Holocaust eine Strafe für den Gottesmord sahen. Die polnische Gesellschaft reagierte auf den Film mit weitgehender Ablehnung, so dass sich sogar die Regierung genötigt sah, gegen gewisse, Polen gewidmete Passagen des Films, beim französischen Außenministerium Protest einzulegen.

In dieser Situation hinterfragte der Literaturwissenschaftler Jan Bloński diese Reaktion purer Entrüstung. Er wertete sie als Versuch einer Selbstrechtfertigung. In seinem im „Tygodnik Powszechny“ veröffentlichten Beitrag (9/1987) machte er deutlich, dass die Position der Selbstrechtfertigung eine selbstkritische Wahrnehmung eigener Schuld blockiert. An ihrer Stelle

„sollten wir uns selbst prüfen, an unsere moralische Umkehr ist in unserem Verhältnis zur polnisch-jüdischen Vergangenheit unbedingt notwendig.“

Błoński lässt die damalige, auch für Polen lebensbedrohliche Situation der Besatzungszeit nicht als Grund für eine Selbstrechtfertigung gelten: „Wir sollten aufhören, die Schuld den politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Umständen zuzuschreiben, sondern zuerst sagen: Ja, wir sind schuldig.“ Błoński möchte, dass man sich trotz all dem der Frage stellt, wie man sich gegenüber dem Schicksal der Juden verhalten hat. War es Gleichgültigkeit, ein verschämtes Wegschauen, bloßes Mitgefühl, ein Leiden unter der eigenen Tatenlosigkeit? Es geht ihm um die Anerkennung „moralischer Mitschuld“, von der sich kein Pole freisprechen dürfe, zumal „es eben in Polen die meisten Juden gab“ und somit die Polen „moralisch am meisten verpflichtet“ waren.

Der Mord an jüdischen Nachbarn in Jedwabne

Der aus Polen stammende, als Politologe an der Universität New York lehrende Jan Tomasz Gross hatte mit seinem in polnischer Sprache erschienenen Buch mit dem lapidaren Titel „Nachbarn“ (2001) eine zweite Welle öffentlicher Diskussion ausgelöst. In seinem Buch untersucht er die Vorgänge vom 10. Juli 1941, als in dem ostpolnischen Städtchen Jedwabne nach Aussagen von Zeugen hunderte Juden von ihren polnischen Nachbarn bei lebendigem Leib in einer Scheune verbrannt wurden. Auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung um dieses Buch, die weitere Erforschung notwendig macht, kann hier nicht eingegangen werden. Sie ändert aber nichts an der Tatsache, dass es an diesem Tag zu den Morden gekommen ist.

Auch diese Anfang des neuen Jahrtausends geführte Debatte diente der Reinigung nationalen Gedächtnisses. So betonte Professor Leon Kieres, damals Direktor des Warschauer Instituts Nationalen Gedächtnisses (IPN): „Jedwabne kann sich als unsere Katharsis erweisen. Es ist der letzte Augenblick, uns zu reinigen. Niemals mehr erreichen wir in der Gesellschaft eine solche Spannung und einen derartigen Willen,

Sünde, unsere Schwachheit denken. Diese diese Dinge aufzuklären.“¹ Und Staatspräsident Aleksander Kwaśniewski begab sich am 10. Juli 2001, am 60. Jahrestag des Pogroms, persönlich nach Jedwabne und sagte dort in seiner Rede: „Hier in Jedwabne kamen Bürger der Republik Polen durch die Hand anderer Bürger der Republik ums Leben. Nachbarn bereiteten Nachbarn dieses Los. Als Mensch, als Bürger und Präsident der Republik Polen bitte ich um Vergebung.“

Ein Gesetz im Dienst „schamloser“ Gedächtnispolitik

Alle diese Bemühungen um eine Reinigung des nationalen Gedächtnisses sind aus der Sicht der nationalkonservativen Partei und Regierung nichts anderes als – wie Jarosław Kaczyński dies nannte – eine „Pädagogik der Scham“. Dabei kann er an die Widerstände anknüpfen, die es damals gegen die Aufarbeitung einer dunklen Vergangenheit gegeben hat, zumal in nationalkatholischen Kreisen. Diese sahen in der durch Jedwabne ausgelösten Diskussion reine „Hysterie“, diffamierten den Holocaust als „Götzen“, vor dem nach dem Willen der Juden die Kirche „in die Knie gehen“ soll, die blind dafür sei, dass es sich hier um ein gutes „geszeft“ handelt² – Aussagen eines Priesters, die am 14. März 2001 im „Nasz Dziennik“ publiziert und von „Radio Maryja“ ausgestrahlt wurden. Kaczyński und seine Mitstreiter verordnen eine Geschichtspolitik, mit der die Schatten der Vergangenheit verdrängt, unleugbare Fakten von an Juden verübten Verbrechen bezweifelt oder als Randphänomene bagatellisiert werden, in der für Bitten um Vergebung im Namen der Nation kein Platz ist. Diese „schamlose“ Rhetorik bewirkte bereits einen Mentalitätswandel in der Gesellschaft im Sinne einer heroischen Gedächtniskultur, verbunden mit aggressiven Attacken gegen alle angeblichen „inneren und äußeren Feinde“, die sich diesem „guten Wandel“ widersetzen. Vor diesem Hintergrund ist die neue, für das Institut Nati-

¹ Leon Kieres, Głęboki wymiar pamięci (Tiefendimension des Gedächtnisses), Tygodnik Powszechny v. 17.06.2001.

² Zbigniew Nosowski, Obojętność, wrogość (Gleichgültigkeit, Feindschaft), Więź 4/2001, S. 55.

onalen Gedächtnisses (IPN) verbindliche Gesetzeslage zu verstehen.

Kritik aus Israel und von jüdischen Organisationen

Die israelische Kritik an diesen Gesetzesbestimmungen erfolgte prompt. Jüdische Zeitungen versahen ihre erste Seite mit Zitaten aus dem Gesetzestext und fügten als Schlagzeile hinzu: „mit diesem Gesetz kann man die Überlebenden nicht zum Schweigen bringen“. Ministerpräsident Netanjahu zeigte sich empört und forderte die Rücknahme des Gesetzes. Auch der Jüdische Weltkongress meldete sich zu Wort. Er sieht in dem Gesetz eine „beunruhigende Verharmlosung der Geschichte“ sowie eine „Attacke gegen die Demokratie“. Moderater, doch in der Sache deutlich, äußerte sich B'nai B'rith International: „Mit größtem Mitgefühl nehmen wir die mit dem Gebrauch des Terminus ‚polnische Vernichtungslager‘ verbundenen Frustrationen zur Kenntnis. Doch das angenommene Gesetz geht weit über dieses Problem hinaus. Es stellt den Versuch dar, die Stimmen der Geretteten und ihrer Familien zum Schweigen zu bringen. Es ist eine Frage von höchstem Gewicht, dass sich jedes Land seiner schmerzlichen Geschichte und den hässlichen Episoden seiner Vergangenheit auf eine offene und ehrliche Weise stellt. [...] Im Falle Polens bedeutet dies, die dem Holocaust vorausgehende und bis heute andauernde Geschichte des Antisemitismus in den Blick zu nehmen.“

Diese Erklärung zeigt, dass man auf jüdischer Seite durchaus Verständnis dafür hat, dass das IPN-Gesetz den im Ausland immer wieder verwendeten Terminus „polnische Konzentrationslager“ unter Strafe stellt. Die Tatsache, dass sich die von Deutschen errichteten Lager auf polnischem Boden befanden, rechtfertigt eine derartige Benennung nicht. Es ist daher keine Frage, dass Polen hier Klarheit schaffen und nicht den geringsten Zweifel aufkommen lassen will, dass nicht die Polen, sondern die Deutschen dafür die alleinige Verantwortung zu tragen haben.

Der neuerliche polnisch-jüdische Streit entzündete sich an Artikel 55 des IPN-Gesetzes: „Wer der polnischen Nation oder dem polnischen Staat öffentlich und im Wider-

spruch zu den Fakten, die Verantwortung oder eine Mitverantwortung für die vom Deutschen III. Reich verübten nazistischen Verbrechen zuschreibt [...] oder wer für andere Verbrechen gegen Frieden und Menschlichkeit sowie für Kriegsverbrechen bzw. wer auf andere Weise die Verantwortung der wahren Täter solcher Untaten stark verharmlost, kann zu einer Geldstrafe oder einer Haftstrafe bis zu drei Jahren verurteilt werden.“

Die Kritik aus Israel und von jüdischen Organisationen richtet sich dagegen, dass die Behauptung einer Mitverantwortung der polnischen Nation für von den Deutschen verübten Verbrechen unter Strafe gestellt werden soll. Es ist schließlich unbestreitbar und historisch längst belegt, dass Polen im Zweiten Weltkrieg Juden ausgeliefert und auch ermordet haben. Man macht es sich zu einfach, jene Polen, die sich solcher Verbrechen schuldig gemacht haben, gleichsam – wie eine Äußerung von Präsident Duda belegt – von der Nation auszuscheiden, so dass es sich erübrigen würde, für diese Untaten, wie dies Präsident Kwaśniewski in Jedwabne getan hat, im Namen der Nation die Verantwortung zu übernehmen und um Vergebung zu bitten. Dann bliebe nur mehr der von Premier Morawiecki in einer Fernsehansprache verbreitete Mythos eines Polen übrig, das im Zweiten Weltkrieg, auf sich allein gestellt, versucht habe, angesichts des Holocaust das Weltgewissen zu wecken, dabei aber gegen eine Mauer der Gleichgültigkeit angerannt sei. In einem solchen, vom neuen IPN-Gesetz flankierten Selbstbild stören natürlich die Zeugnisse von Juden, die durch Polen Leid und Verachtung erfahren haben – und dies nicht nur im Zweiten Weltkrieg, sondern auch in der Zwischenkriegszeit und – woran in diesem Jahr zu erinnern wäre – unter kommunistischer Herrschaft im März 1965, als sich unter einem starken antisemitischen Druck Tausende von Juden genötigt sahen, das Land zu verlassen.

Antisemitische Reaktionen

Mit diesem Gesetz, so scheint es, hat die nationalkonservative Regierung erneut die Büchse der Pandora weit geöffnet und dem in Teilen der polnischen Gesellschaft präsenten Antisemitismus freie Bahn verschafft; dies vor allem unter Nutzung des

Internet. Und das staatliche Fernsehen sendete dann auch noch zahlreiche Twitter, mit denen polnische Antisemiten auf die Kritik aus Israel reagierten. Einer sei an dieser Stelle zitiert: „Die Juden ließen ihre Maske fallen und haben ihr wahres Gesicht gezeigt – der Holocaust dient ihnen dazu, von Polen unablässig viele Milliarden Dollar imaginärer Entschädigung zu fordern.“

Die israelische Kritik rief das extremistische Lager der Nationalisten auf den Plan, und das protestierte zunächst lautstark vor der israelischen Botschaft gegen die „israelische Polenfeindschaft“. Am 05. Februar versammelten sie sich mit zahlreichen Plakaten vor dem Sitz des Präsidenten³, um ihn zu drängen, das IPN-Gesetz zu unterzeichnen, was er auch am folgenden Tag tat. Die vornehmlich jungen Leute des Radikal-Nationalen Lagers (ORN) ließen ihrem Antisemitismus freien Lauf: „Genug der jüdischen Lügen!“ – „Wir entschuldigen uns für Jedwabne nicht.“ – „Kehrt heim nach Israel.“ Und in Anspielung auf eine gemeinsame Sabbatfeier direkt an Präsident Duda gewandt: „Nimm das Käppi ab und unterschreibe.“

Geredet wurde auch. Als erster sprach Robert Winnicki, Sejmabgeordneter der Nationalen Bewegung (RN). Er relativierte den Holocaust, indem er behauptete, es habe im Zweiten Weltkrieg viele solcher Völkermorde gegeben, „auch an der polnischen Nation.“ Der Protest Israels gegen das Gesetz diene lediglich dazu, den Forderungen nach Entschädigungen Nachdruck zu verleihen: „Der Grund ist Geld, viel Geld“ für angeblich konfisziertes jüdisches Eigentum. Er ermutigte seine Zuhörer zur Gegenattacke: „Wir müssen auch davon sprechen, dass es jüdische Kollaborateure gab, die den Deutschen beim Holocaust halfen. Wenn sie uns so perfide angreifen, dann erinnern wir daran, was sie nach dem Zweiten Weltkrieg im Sicherheitsdienst machten, dass sie polnische Patrioten ermordeten.“

Winnicki war nicht der einzige Redner an diesem Abend. Auch Robert Bąkiewicz, Organisator des „Marsches der Unabhängig-

keit“, trat auf. Er stieß in das gleiche antisemitische Horn, sprach von einer jüdischen „fünften Kolonne“, davon, dass die Regierung Millionen Złoty für den Erhalt jüdischer Friedhöfe zur Verfügung stelle, aber für polnische Gräber in der Westukraine kein Geld habe. Und sein Stellvertreter führte die schnelle Verabschiedung des IPN-Gesetzes auf die Manifestation vor der israelischen Botschaft zurück.

Zum Abschluss der Veranstaltung nahm nochmals Winnicki das Wort und attackierte die Bischöfe: „Als Katholik, als gläubiger Mensch, als Verehrer von Primas Wyszyński, schäme ich mich, dass der Episkopat – insbesondere seine Führung, die für Tage des Judentums, für Tage des Islam Zeit findet, den Nationalismus aber verdammt – seit zehn Tagen schweigt. Das ist eine Schande, Schande und Verrat am Erbe von Primas Wyszyński, ein Verrat der von ihm verfolgten nationalen Linie.“

Der Journalist Witold Gadowski sieht die Regierung angesichts dieser Problemlage „in der Falle des Antisemitismus“, weil Kaczyński das Gesetz nicht mehr stoppen könne, ohne dass seine antisemitisch eingestellte Wählerschaft darauf empört reagieren würde.

Bemühungen um eine Schlichtung des Konflikts

Die nationalkonservative Regierung scheint von der massiven israelischen Kritik überrascht worden zu sein. Erste Reaktionen waren denn auch eine brüske Zurückweisung der Kritik. Man betonte, „keine Vorschriften des IPN-Gesetzes zu verändern.“ Und von der Regierungssprecherin Beata Mazurek war zu hören: „Wir haben genug von den Beschuldigungen Polens und der Polen für von Deutschen verübte Verbrechen.“

Auch Premier Tadeusz Morawiecki sah zunächst keinen Grund für eine diplomatische Initiative. Er begnügte sich vorerst mit einem äußerst unpassenden, in der Sache nicht hilfreichen Twitter: „Wenn grausame Banditen ein Haus überfallen, in dem zwei Familien wohnen, und die eine Familie fast gänzlich auslöschen, in der anderen Mutter und Vater ermorden und die Kinder quälen, schließlich das ganze Haus plündern und in Brand setzen, - dann kann niemand

³ Kalina Błazejowska, Jak dziarscy chłopcy Andrzej Dudę zagrzewał (Wie wackere Burschen Andrzej Duda anfeuerten), Tygodnik Powszechny v. 18.02.2018.

sagen, die zweite Familie sei an den Grausamkeiten der Banditen schuld.“

Doch nach ersten Abwiegelungsversuchen mehrten sich auf polnischer Seite die Anzeichen einer Bemühung um Beilegung des Konflikts. So hatte Präsident Duda wohl das Gesetz unterschrieben, es aber an das Verfassungsgericht zur Prüfung weitergeleitet. Dort wird es wohl vorerst einmal ruhen. Damit ist unklar, ob es bereits jetzt schon angewandt wird.

Auch der Präses von IPN versuchte, die Wogen zu glätten. Zwar sei die Einmischung eines anderen Staates in eine noch nicht abgeschlossene Gesetzgebung unzulässig, aber er bekräftigte, das Gesetz beschränke nicht die wissenschaftliche Forschung und auch nicht die Meinungsfreiheit. Es richte sich nur „gegen eine gezielte Verfälschung der Geschichte, gegen eine Verharmlosung der Opfer sowie gegen die Herabwürdigung der noch lebenden Häftlinge deutscher Konzentrationslager.“ Das Gesetz sei vor allem wegen des Terminus „polnische Todeslager“ notwendig, der immer wieder für Auschwitz und andere von den Deutschen in Polen errichtete Konzentrationslager verwandt werde und den Gedanken nahelege, nicht die Deutschen, sondern die Polen trügen für sie die Verantwortung.

Am Ende brauchte es nur wenige Tage, bis die von der Kaczyński-Partei geführte Regierung den Ernst der Lage erkannte. Jedenfalls nahm sich Premier Morawiecki schließlich der Sache an. Hatte er noch vor seinem Gespräch mit der israelischen Botschafterin mit der Äußerung „in Yad Vashem fehlt neben den 7000 Bäumen für polnische Gerechte unter den Völkern ein weiterer Baum – für ganz Polen“ einen eher harten Standpunkt vertreten, so brachte er bald darauf die gemeinsame Erklärung beider Regierungen Polens und Israels aus dem Jahr 2016 in Erinnerung, mit der „sie sich allen Versuchen einer Verfälschung der jüdischen und der polnischen Geschichte durch Negieren und Minderung der Opfer der Juden im Holocaust sowie des Gebrauchs falscher Termini wie ‚polnische Todeslager‘ widersetzen.“

Am Abend des 28. Januar kam es dann zu einem Telefonat zwischen Morawiecki und Netanjahu. Man vereinbarte die Bildung

einer gemeinsamen Expertengruppe, die sich mit dem entstandenen Konflikt befassen und Lösungsvorschläge machen soll. Damit ist vorerst eine gewisse Beruhigung der beiderseitigen Beziehungen eingetreten.

Bei Abfassung dieses Beitrags kam mir eine über 20 Jahre zurückliegende Szene in den Sinn, die sich in einer westfälischen Universität zugetragen hat. Auf der dort stattgefundenen Tagung zu den deutsch-polnisch-jüdischen Beziehungen kam es zu einem Eklat, als jüdische Teilnehmer aus Israel und den USA die Auffassung vertraten, die Polen seien im Zweiten Weltkrieg durch ihren Antisemitismus in den Holocaust verstrickt gewesen, ein Vorwurf, den die polnischen Vertreter vehement zurückwiesen. Es entwickelte sich in Anwesenheit von uns Deutschen ein heftiger polnisch-jüdischer Streit. Ich fühlte mich damals als bloßer Zuschauer äußerst unwohl und erkannte in dieser Stunde die Unangemessenheit der von uns Deutschen eingenommenen Beobachterrolle. Denn ohne den Überfall auf Polen, ohne die von uns Deutschen allein zu verantwortende Judenvernichtung wäre den Polen die moralische Herausforderung erspart geblieben, der sie sich in jener Zeit gegenüber sahen. Mir wurde klar, dass wir für die daraus resultierende Belastung der polnisch-jüdischen Beziehung eine Mitverantwortung zu tragen haben.

Theo Mechtenberg

Konturen einer neuen polnischen Europapolitik

Die Europapolitik der nationalkonservativen Regierung unter Ministerpräsidentin Beata Szydło und Außenminister Witold Waszczykowski war defensiv ausgerichtet. Immer wieder sah sie sich durch wiederholte Ermahnungen der EU-Kommission wegen ihrer Verletzung demokratischer Grundprinzipien zur Verteidigung genötigt.

Dabei sparten beide, von den staatlichen Medien unterstützt, nicht mit aggressiven Abwehrreaktionen: Es sei an der Zeit, „von den Knien aufzustehen“ und sich „jede Einmischung in innere Angelegenheiten des Staates zu verbitten“. Der EU-Kommission und der Berliner Republik als stärkste Kraft innerhalb der Europäischen Union wurden unterstellt, Polen ihrer Dominanz zu unterwerfen. Unter dem Eindruck einer europafeindlichen Propaganda mehrten sich in der Gesellschaft die Stimmen, die es für besser hielten, „unabhängig und arm“ zu sein, als, wie so oft in Polens Geschichte, unter „fremde Herrschaft“ zu geraten.

Euroapolitische Neujahrsansprache des polnischen Präsidenten

Mit der eine Charmeoﬀensive einleitenden Regierungsumbildung zeichnet sich auch eine veränderte Europapolitik ab. Ihre Konturen wurden erstmals in der vor dem diplomatischen Korps gehaltenen Neujahrsansprache von Präsident Andrzej Duda sichtbar. Zum Ausgangspunkt seiner Rede wählte er den diesjährigen 100. Jahrestag der Unabhängigkeit Polens. Man habe „den günstigen historischen Augenblick“ genutzt, der sich mit dem Ende des Ersten Weltkriegs ergab. Doch nicht nur Polen habe damals die Unabhängigkeit erlangt, sondern Mitteleuropa insgesamt. 1918 sei „ein Jahr des Triumphes der Freiheit und der Souveränität in Mitteleuropa“ gewesen. Der heutige Charakter Mitteleuropas „als ein Mosaik von Nationalstaaten zwischen Ostsee, Adriaküste und Schwarzem Meer“ sei als ein Erbe jenes Kriegsausgangs anzusehen.

Für Präsident Duda ist dies keine bloße Beschreibung der politischen Neuordnung Mitteleuropas. Er greift vielmehr, wenn auch unter einem anderen Vorzeichen, eine Debatte wieder auf, die seit der zweiten Hälfte der 1980er Jahre in Hinblick auf eine Aufnahme mitteleuropäischer Staaten in die europäische Gemeinschaft geführt wurde.

„Zurück nach Europa“

In seinem Text „Unser Europa“ (1986) hob Czesław Miłosz die Geschichtsverbundenheit der Mitteleuropäer als ihr Spezifikum hervor. Milan Kundera beklagte in seinem

Essay „Die Tragödie Europas“ (1986) die Zerstörung dieses multikulturellen Raums durch seine Sowjetisierung. Als dann die Erosion der kommunistischen Regime immer deutlicher wurde, lautete das Motto in den mitteleuropäischen Ländern „zurück nach Europa“, verstanden als Protestbegriff gegen die Hegemonie der Sowjetunion. Ein Motto der Befreiung also. Eine Forderung, die auf eine Revision der Nachkriegsordnung hinauslief, auf eine Überwindung der Spaltung Europas. Ein Begriff, unter dem diese Völker ihre Zugehörigkeit zum westlichen Europa anmeldeten, von dem sie ohne eigene Schuld, wohl aber durch westliche Mitschuld, amputiert worden waren, wobei hintergründig auch eine in diesen Ländern seit Jahrhunderten lebendige Tradition eines „Verrats Europas“ an seinen östlichen Randstaaten durchaus spürbar war. Bereits damals wurde dieses die kulturell-politische Situation Mitteleuropas verkürzende Motto von östlichen Intellektuellen und Politikern kritisiert. Tadeusz Mazowiecki, der erste Ministerpräsident Polens nach der europäischen Wende, sprach am 30. Januar 1990 in seiner Rede vor dem Europarat davon, dass „Rückkehr nach Europa“ den gegenwärtigen Prozess nur unzureichend kennzeichne und man „von einer Wiedergeburt Europas reden“ müsse, „das im Grunde seit den Beschlüssen von Jalta aufgehört hatte zu existieren.“ Er fragt sodann, was Polen neben seiner „Schwäche“ auch an „Stärke“ in die europäische Gemeinschaft einzubringen habe. Als Antwort verweist er auf die Erfahrungen unter dem totalitären System, auf die Kräfte, die es ermöglichten, diese Zeit zu überstehen. Wörtlich erklärte er: „Wir kennen den Preis für das, was Europa ist, für die europäische Norm, deren Erben heute die Bewohner des Westens sind, ohne eine Erbschaftssteuer entrichten zu müssen.“

Als sich die Perspektive einer Aufnahme mitteleuropäischer Staaten in die europäische Gemeinschaft eröffnete, hatte das Motto „zurück nach Europa“ ausgedient. Ersetzt wurde es durch den Terminus „Osterweiterung“. Mit diesem Austausch der Begriffe war ein Perspektivwechsel verbunden: Es ging nun um die Realisierung eines wirtschaftlichen und politisch-institutionellen Modernisierungsprozesses der Integration unter dem Primat Westeuropas. Damit war, wenngleich zunächst verdeckt, in Mit-

teleuropa ein Konflikt zwischen Modernisierung und nationaler Identität verbunden, der gegenwärtig einerseits in den mitteleuropäischen Staaten, zumal in Polen und Ungarn, ausgetragen wird sowie andererseits die Ost-West-Beziehungen innerhalb der Europäischen Union belastet und inzwischen selbst in den westlichen Ländern mit dem Aufkommen rechtsnationaler Strömungen und Parteien in Erscheinung tritt. Nun rächt es sich, dass es in der Vergangenheit kaum einen ernsthaften Europadialog zwischen mitteleuropäischen und westlichen Intellektuellen und Politikern gegeben hat.

Präsident Andrzej Duda fordert einen Europadialog

Dieser in der Vergangenheit vernachlässigte Europadialog wird nun vom polnischen Präsidenten eingefordert. Er müsse den Ausgangspunkt einer „Diskussion um die Zukunft Europas bilden“; eine Diskussion auf der Grundlage der vor 100 Jahren gewonnenen Erfahrungen „eines souveränen Mitteleuropa“, dessen Nationen damals ihre Unabhängigkeit von den sie beherrschenden Großmächten gewannen und ihre Nationalstaaten errichten konnten. Doch mit dieser gewonnenen Unabhängigkeit verbindet sich das Trauma ihres möglichen Verlustes. Und dies zumal, weil sie in diesen hundert Jahren infolge des Zweiten Weltkriegs und der ihm folgenden Sowjetisierung wieder verloren ging. Daraus resultiert die in nationalkonservativen und mehr noch in nationalistischen Kreisen und Parteien verbreitete Aversion gegen die Europäische Union. Auch wenn Duda sie nicht eigens beim Namen nennt, so zielt doch seine Aussage, „Europa verliert, wenn es dem Konzert der Großmächte und ihrer Dominanz unterworfen wird und es gewinnt Frieden und Bedingungen wirtschaftlicher Entwicklung, wenn es aus dem Reichtum all seiner Nationen und Staaten schöpfen kann“, gegen ein europäisches Gebilde, bei dem im fernen Brüssel Entscheidungen getroffen werden, welche die Souveränität Polens und der anderen mitteleuropäischen Staaten betreffen und von ihnen akzeptiert werden müssen.

Damit wird ein Europaverständnis deutlich, das dem Frankreichs und Deutschlands diametral entgegen gesetzt ist. Wäh-

rend die beiden Führungsmächte in der EU den Integrationsprozess weiter vorantreiben wollen, um ein starkes Europa zu schaffen, das in der Welt Gewicht hat, beschwört Duda als Gegenreaktion auf eine verstärkte Integration die Gefahr einer „Dekomposition“. Der Brexit sei ein Warnsignal. Und auch sonst würden sich bereits innerhalb der EU Ansätze eines Zersetzungsprozesses zeigen. Ihm mit der Vorstellung „zweier Geschwindigkeiten“ begegnen zu wollen, sei keine Lösung. „Wir wollen, dass Europa sich harmonisch entwickelt.“ Dazu gehöre, dass „die Teilungen zwischen Nord und Süd, Ost und West, Zentrum und Peripherie ein Ende finden.“

Indem der polnische Präsident die „Dekomposition“ gleichsam vorwegnimmt, spricht er sich für eine „Reintegration“ der europäischen Nationalstaaten aus. Dabei bleibt freilich unklar, wie mit ihr die von ihm angesprochenen Teilungen überwunden werden können. Auch sonst bleiben seine Aussagen vage oder fordern etwas, das für die Europäische Union ohnehin gilt: „Einheit, Solidarität und Gleichheit aller Mitgliedstaaten“ als ihre unverzichtbare Grundlage, wobei anzumerken ist, dass Polen Solidarität in der Flüchtlingsfrage bekannter Weise verweigert, deren Lösung er im Übrigen einfordert. Doch auch hier fehlt es an konkreten Vorschlägen. Nichts Neues ist auch sein Bekenntnis zu den wirtschaftlichen Vorteilen der EU mittels einer „vernünftigen Reintegration durch Stärkung des europäischen Marktes“ sowie durch Wahrung der „Vier Freiheiten“ (Waren, Personen, Dienstleistungen, Kapital).

Konflikt im Werteverständnis

Die vom polnischen Präsidenten geforderte Reintegration ist grundsätzlicher Art. Sie betrifft die bereits erwähnten unterschiedlichen Geschichtserfahrungen zwischen West- und Mitteleuropa sowie das mit ihnen in einem engen Zusammenhang stehende Werteverständnis: Reintegration verlange „vor allem die Rückkehr einer wahren Hierarchie der Werte im sozialen Leben. Keine ideologischen und politischen Beschwörungen, sondern wahre Werte, auf denen die jahrhundertelange Identität Europas basiert. Europa ist nicht das Werk heutiger Politiker, Europa ist uns durch Generationen europäischer Nationen an-

vertraut, die Europas schwierige, aber faszinierende Geschichte schufen. Wer meint, er habe das Monopol über die Definition, was Europa ist, ohne nach der Ansicht anderer zu fragen und ihre Gründe zu berücksichtigen, der ist ein Usurpator der europäischen Idee und kein Reformator.“ Der hier angesprochene Konflikt ist nicht neu. Er trat bereits bei der Entscheidung zutage, ob Polen überhaupt der Europäischen Union beitreten solle oder nicht. Man sah, insbesondere innerhalb der einflussreichen katholischen Kirche, im weitgehend laizistischen und liberalen westlichen Europa die eigenen Werte nicht akzeptiert, ja im Falle eines EU-Beitritts im eigenen Land gefährdet.

Bezeichnend ist eine Äußerung von Primas Józef Glemp zum EU-Beitritt Polens aus dem Jahr 1995: „Sollen wir einem imaginären Europa beitreten, mit legalisierter Abtreibung, mit Verletzung der Prinzipien des Christentums, mit Geringschätzung von Ehe und Familie? Stehen derlei Bedingungen nicht im Widerspruch zu unserer Unabhängigkeit, unserer Identität?“⁴ Hinter diesen Fragen verbirgt sich das Unverständnis gegenüber einer von der westlichen Aufklärung geprägten Sozialordnung, wobei leicht übersehen wird, dass diese durchaus durch säkulare Grundwerte bestimmt ist, die ihren Ursprung in jüdisch-christlichen Maximen besitzen. Erst unter dem Einfluss des Hildesheimer Bischofs Josef Homeyer, der damals den deutschen Episkopat in der Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft (ComECE) als ihr Präsident vertreten hat, gelang es, den polnischen Episkopat umzustimmen.

Mit dem Dokument des Polnischen Episkopats zum EU-Beitritt ihres Landes vom 21. März 2002 war der innerkirchliche Klärungsprozess abgeschlossen. Darin betonen die Bischöfe ihre Zuversicht, dass Polen mit seinem Beitritt zur Europäischen Union nichts von seiner „christlichen Tradition und Identität“ einbüßt; sie hoffen vielmehr, „die reiche, kulturelle, religiöse und geistige ‘Mitgift’ unserer Nation [...] mit anderen Völkern unseres Kontinents teilen zu können.“

Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Im Gegenteil: Indem westliche laizistische Strömungen auch auf Polen übergriffen, kam es zu der befürchteten Einbuße an „christlicher Tradition und Identität“. Dies führte in der Endphase der von der Bürgerplattform geführten Regierung zu einem von Kaczyńskis nationalkonservativen Oppositionspartei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) unterstützten Kulturkampf, in dem die Kirche alle Anstrengungen unternahm, die Ratifizierung der dem Schutz von Frauen vor häuslicher Gewalt dienenden Istanbul Konvention sowie eine gesetzliche Regelung künstlicher Befruchtung zu verhindern und vor den Einflüssen des „Genderismus“ eindringlich zu warnen.

Zudem trat angesichts des sich vollziehenden Integrationsprozesses unter den pro-westlichen polnischen Regierungen nach 1989 die Betonung nationaler Unabhängigkeit in den Hintergrund. Und ihre Geschichtspolitik war weniger darauf ausgerichtet, die Erinnerung an das in der Vergangenheit erlebte Martyrium der Nation zu wahren, sondern mehr die bislang nicht aufgearbeiteten Schatten polnischer Geschichte bewusst zu machen. Die Kaczyński-Partei und ihre Regierung sehen darin eine von ihnen abgelehnte „Pädagogik der Scham“ und betonen ihr gegenüber stark die nationalen Werte wie Heroismus, Stolz und Unabhängigkeit.

Allerdings bedarf zumal der auch von Präsident Duda hervorgehobene Rückgriff auf die Unabhängigkeit einer kritischen Reflexion, ist diese doch mit dem Trauma ihres möglichen Verlustes verbunden. Die Folge ist, dass man überall Feinde wittert, gegen die es zu kämpfen gilt. Daraus resultiert die aggressive Rhetorik der Regierung und der ihr nahestehenden Medien, mehr noch die der nationalistischen Gruppierungen, die sich im Namen des „Patriotismus“ gegen eine angeblich drohende Islamisierung sowie gegen europäische Institutionen richtet, die – wie man glaubt – eine die Unabhängigkeit Polens missachtende Dominanz anstreben.

Verhältnis zu den europäischen Institutionen

Das Verhältnis der nationalkonservativen Regierung zu den Institutionen der Euro-

⁴ Kosciół - Polska - Unia Europejska, Gliwice o. J., S. 3.

päischen Union ist äußerst gespannt: Deren Entscheidungen werden von ihr nicht akzeptiert, demokratische Grundprinzipien durch die Justizreform verletzt. Dabei geht es im Kern um einen von Kaczyński und der Regierung vertretenen „imposybilizm prawny“, also um die Unmöglichkeit, durch das Recht die „wahren nationalen Werte“ zu verwirklichen. Die Konsequenz einer solchen Staatstheorie ist u. a. die weitgehende Entmachtung der Richter aufgrund der Justizreform. Nunmehr sind es die politischen Instanzen von Parlament, Justizminister und Präsident, denen vor allem eine rechtlich relevante Entscheidungskompetenz zukommt. Ein solcher „imposybilizm prawny“ ist mit dem in der Europäischen Union geltenden Rechtsverständnis unvereinbar. Daher die wiederholten Ermahnungen der Europäischen Kommission und schließlich die Einleitung eines Verfahrens nach Artikel 7 des EU-Vertrages.

Es versteht sich, dass Präsident Duda aufgrund der auch von ihm offenbar vertretenen staatstheoretischen Grundauffassung von PiS für eine weitgehende Beschränkung des Einflusses der EU-Institutionen plädiert: „Europa soll stark sein durch den Willen seiner Nationen, und die gemeinsamen Institutionen sollen diesem Willen dienen. Wenn wir diese Hierarchie umkehren und die Institutionen über die Nationen stellen, dann zerstören wir die wahre Ordnung der Dinge. Der Effekt einer solchen Verirrung ist eine Abkehr der Gesellschaften von der Idee eines geeinten Europa, die man leicht anhand der Wahlen feststellen kann, die in den alten Staaten der EU 2017 stattfanden. Die Institutionen der Europäischen Union sollen ihren Teil der Verantwortung für diese gesellschaftliche Enttäuschung über die Integration übernehmen und eine Analyse begangener Fehler vornehmen. Aufgabe der gemeinsamen Institutionen ist eine harmonische Politik und keine Brandmarkung, keine Spaltung und kein Antagonismus europäischer Nationen.“

Dem ersten Satz dieser Aussage kann man zustimmen: Die Europäische Union ist aus dem Willen ihrer Nationen hervorgegangen und wird von diesem Willen getragen. Das aber besagt auch, dass die Krisen innerhalb der EU in dem Maße zunehmen, in dem es an diesem Willen mangelt. Und zu dem gu-

ten Willen gehört vor allem die Bereitschaft, zugunsten der Institutionen auf einen Teil nationaler Souveränität zu verzichten. Diesen Verzicht wieder rückgängig zu machen, ist offenbar das Anliegen polnischer Europapolitik, wie die Aussagen des Präsidenten belegen. Beschlüsse der Brüsseler Institutionen sollen, so scheint es, nur dann umgesetzt werden, wenn sie dem eigenen nationalen Interesse dienen. Tun sie dies nicht, dann wird ihnen unter Berufung auf die nationale Souveränität jede Verbindlichkeit abgesprochen. Wer auf diese Weise die europäischen Institutionen der nationalen Souveränität unterordnet, der ist es, der eine „Umkehrung der Hierarchie“ vollzieht und die „wahre Ordnung“ Europas zerstört.

Der Hinweis des Präsidenten auf die 2017 stattgefundenen Wahlen mit ihrem Stimmenzuwachs rechtsnationaler Parteien bestätigt in der Tat eine teilweise „Abkehr der Gesellschaften von der Idee eines geeinten Europa“. Doch eine solche fortschreitende, auf die Schwächung europäischer Institutionen zielende Entwicklung dürfte kaum einer europäischen „Harmonie“ förderlich sein und einer „Spaltung“ sowie einem „Antagonismus europäischer Nationen“ keineswegs entgegenwirken. Das Gegenteil ist der Fall. Eine Schwächung der Institutionen bei gleichzeitiger Rücknahme nationalstaatlicher Souveränität macht kaum einen Ausgleich innereuropäischer Interessengegensätze leichter, sondern erschwert ihn eher. Schließlich ist die Europäische Gemeinschaft aus den Erfahrungen zweier verheerender Weltkriege auf unserem Kontinent hervorgegangen, die ihre Ursache in der Aufspaltung Europas in einzelne Nationalstaaten hatte und den Aufstieg nationalistischer, die Vorherrschaft in Europa anstrebender Kräfte erst ermöglichte. Ohne eine wirksame Integration mit entsprechend starken Institutionen dürften Friede und Wohlstand in Europa auf Dauer kaum gewährleistet sein.

Der polnische Präsident wünscht sich eine Europäische Union, in der kein Mitgliedstaat vom Entscheidungsprozess ausgeschlossen wird, „ohne Teilung in bessere und schlechtere, ohne Reglementierung des Stimmrechts.“ Er wünscht sich ein Europa „loyaler Zusammenarbeit“ unter Beachtung der „Prinzipien der Subsidiarität“. Doch

wie sollen derlei Wünsche in Erfüllung gehen, wenn – wie im Falle der polnischen Regierung – die europäischen Standards permanent verletzt und Beschlüsse der EU-Kommission missachtet werden? Wenn man nach der arroganten Parole verfähhrt, „die brauchen uns“ und „die werden gegen uns nichts machen können“? Wenn die eingeforderte Solidarität verweigert und die staatliche Propaganda eine europafeindliche Stimmung in der Bevölkerung fördert? Wenn es kein Verfahren gegen Mitgliedsstaaten geben soll, die trotz wiederholter Ermahnungen nicht bereit sind, sich an die für alle geltenden Regeln zu halten? Auf diese Fragen bleibt Präsident Duda in seiner Neujahrsansprache die Antwort schuldig.

Das Drei-Meere-Projekt

Der polnische Präsident hat sich in seiner Neujahrsansprache zum Anwalt des „Mosaiks von Nationalstaaten zwischen Ostsee, Adriaküste und Schwarzem Meer“ gemacht. Damit spielt er auf ein in Polens Geschichte vorgegebenes und von der nationalkonservativen Regierung aufgegriffenes Projekt an, das – sollte es verwirklicht werden – ein Gegengewicht Polens samt anderer Mitteleuropaländer gegen die westlichen EU-Staaten schaffen würde. Aber dieses Projekt könnte sich auch – immer seine Verwirklichung vorausgesetzt – als Sprengkraft der Gemeinschaft erweisen.

Anfänge zur Verwirklichung einer Föderation von Meer zu Meer sind bereits gemacht: Von der Weltöffentlichkeit kaum beachtet trafen sich im August 2016 im kroatischen Dubrovnik die Repräsentanten einer zwölf Staaten umfassenden „Drei-Meere-Initiative“. Mehr Aufmerksamkeit fand das zweite Gipfeltreffen dieser Art, das am 6./7. Juli 2017 in Warschau stattfand und mit dem Besuch von Präsident Donald Trump eine besondere Bedeutung erhielt.

Wenngleich es sich bei dieser Initiative vorerst nur um eine „informelle Plattform“ handelt, die dazu dienen soll, die wechselseitige Zusammenarbeit zu fördern, um – wie die Teilnehmer ausdrücklich betonten – dadurch die Europäische Union insgesamt zu stärken, so stellt sich doch die Frage, welches spezielle Interesse die polnische Politik an dieser Initiative hat. Sie drängt

sich insbesondere deswegen auf, weil es einen durch die Jagiellonen Republik vermittelten Traum einer Föderation der Völker zwischen Ostsee und Schwarzem Meer unter polnischer Führung gibt. Ihr Territorium umfasste neben Polen und Litauen auch Lettland und Weißrussland sowie Teile von Estland, Moldawien, Rumänien; Russland und Ukraine. Doch aufgrund der drei Teilungen (1772, 1792, 1795) durch Österreich, Preußen und Russland erlebte die Jagiellonen Republik und spätere Adelsrepublik ihren Untergang. Es sollte bis nach dem Ersten Weltkrieg dauern, ehe Polen seine Unabhängigkeit und Eigenstaatlichkeit zurück erhielt – ein bis heute nachwirkendes Trauma, verbunden mit dem Traum einer Wiederkehr jener verlorenen Zeit, eines sich von Meer zu Meer erstreckenden Herrschaftsbereichs.

Mit der Wiedergeburt Polens nach dem Ersten Weltkrieg glaubte man, die Voraussetzung für eine an der Jagiellonen Republik orientierte Föderation schaffen zu können. Die polnischen Regierungen in den 1920er und 1930er Jahren ließen daher nichts unversucht, im Ostseeraum wie auf dem Balkan entsprechende Bündnisse zu schmieden. Aber die Interessengegensätze der Staaten „zwischen den Meeren“ waren zu groß, und die jeweilige außenpolitische Orientierung war zu unterschiedlich. Zudem traf die von Polen beanspruchte Führungsrolle bei den potentiellen Mitgliedern einer solchen Föderation auf wenig Zustimmung. Und das Polen der Zwischenkriegszeit besaß auch nicht das nötige politische, ökonomische und militärische Potenzial, um einem solchen Anspruch gerecht zu werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg und aufgrund der Beschlüsse von Jalta, durch die Polen seine Ostgebiete verlor und nach Westen verschoben wurde, schien der Traum von einer Föderation von Meer zu Meer endgültig ausgeträumt.

Mit dem Wahlsieg von PiS im Herbst 2015 ist nun, wie es scheint, der Drei-Meere-Traum zurückgekehrt. So versprach Außenminister Witold Waszczykowski zu Beginn seiner Amtszeit, in den Ländern Mitteleuropas aktiv zu werden und ihnen deutlich die Gefahren vor Augen zu führen, „die uns erwarten, wenn wir uns nicht vereinen und solidarisch sind.“ Damit beschwor er das Trauma eines Verlustes der

unter Opfern errungenen Unabhängigkeit und nutzte die Angst zur Antriebskraft einer eventuellen von Meer zu Meer reichenden mitteleuropäischen Föderation. Und Besuch und Rede von Donald Trump auf der jüngsten Drei-Meere-Initiative verliehen der Idee einen weiteren Auftrieb.

Doch es fehlt in Polen nicht an Stimmen der Kritik. Wie bereits in der Vergangenheit, so verfüge auch heute das Land nicht über das nötige Potential, eine derartige Föderation voranzutreiben. Zudem würden, wie einst, einem politischen Bündnis die Interessengegensätze ihrer Mitgliedstaaten entgegenstehen. Nicht einmal die vier Viseegrad-Staaten seien in ihren politischen Absichten einer Meinung: Ungarn, das Polen zwar in seinen Konflikten mit der EU-Kommission unterstützt, verfolge einen Kurs der Annäherung an Russland, durch das sich Polen bedroht fühle. Die Tschechische Republik und die Slowakei betrachteten ihrerseits eher mit Sorge die polnischen Profilierungsversuche innerhalb der Europäischen Gemeinschaft und befürchteten, eine von Polen angeführte mitteleuropäische Föderation könne sich am Ende als eine fatale Alternative zur EU erweisen.

Sollten derlei Befürchtungen Wirklichkeit werden, würde sich der Traum einer Föderation von Meer zu Meer letztlich als neuerliches Trauma herausstellen, dann nämlich, wenn die nationalkonservative Regierung mit der Drei-Meere-Initiative tatsächlich das Ziel der von ihr ersehnten Föderation erreichen und sich dadurch eine weitere Stärkung gegenüber der EU erhoffen würde. Eine solche Strategie wäre aller Voraussicht nach mit zahlreichen Konflikten verbunden. Letztendlich könnte sie zu einer Isolierung Polens führen, so dass mit dem Verlust des Traums am Ende allein das Trauma nationaler Existenzbedrohung übrig bliebe.

Mit **2€** im Monat helfen:

www.2-Euro-helfen.de

MISEREOR
• DAS HILFSWERK

Theo Mechtenberg

Ein Krakauer Priester betete um einen schnellen Tod des Papstes

Dass Papst Franziskus bei polnischen Priestern und Bischöfen mit einer national-katholischen Gesinnung unbeliebt ist, dafür lassen sich manche Belege anführen. Doch dass ein Priester öffentlich seinen Tod herbeibetet, das hat es bislang noch nicht gegeben.

Am zweiten Fastensonntag (25.02.2018) hielt der 77jährige Theologieprofessor und langjährige Regens des Krakauer Priesterseminars Edward Staniek in der Kirche der Felizianerinnen eine Predigt, in der er u. a. sagte: „Ich bete um Klugheit für den Papst, um sein für das Wirken des Heiligen Geistes offenes Herz, und wenn das nichts nützt – bete ich um seinen schnellen Heimgang in das Haus des Vaters. Gott kann ich immer um einen glücklichen Tod für ihn bitten, denn ein glücklicher Tod ist eine große Gnade.“

Im weiteren Verlauf seiner Predigt betonte Professor Staniek, Papst Franziskus sei für ihn keine Autorität, weil er „deutlich von Jesus abweicht.“ Als Beweis gelten ihm zwei angebliche Hauptfehler in der Lehre des Papstes – seine Offenheit gegenüber islamischen Flüchtlingen und sein Dialog mit Menschen, die seiner Meinung nach – wie Geschiedene in zweiter Ehe – in der Tod-sünde leben.

Professor Staniek verwies auf die „feindliche Einstellung des Islam zu Evangelium und Kirche.“ Wörtlich sagte er: „In den Religionskriegen ermordeten sie Millionen. Und wir Polen, eingedenk des Siegs über ihr Heer vor Wien, verstehen besser als andere, dass von einem Dialog mit ihnen keine Rede sein kann.“

Zudem warf Professor Staniek dem Papst eine Profanierung der Sakramente vor: „Der zweite Punkt einer falsch verstandenen Barmherzigkeit ist die Öffnung der Tür zur Eucharistie, zur heiligen Wegzehrung, für Menschen, welche die Sünde zu ihrer

Welt wählen. [...] Unheilige Menschen in der Kirche zum Heiligen zuzulassen, das ist eine Profanierung der Sakramente.“

Die Nachfrage der „Gazeta Wyborcza“ bei der Krakauer Kurie blieb ohne Antwort. Krakauer Priester, die befragt wurden, aber ihre Anonymität gewahrt wissen wollten, sagten, dies sei eine „Schande“ für die Kirche. Sie meinten, Metropolit Marek Jędraszewski müsse sich der Sache annehmen.

Quelle: Wiadomości z Krakowa, Ksiądz z Krakowa modli się o szybką śmierć papieża Franciszka (Ein Krakauer Priester betet für Papst Franziskus um einen schnellen Tod), Gazeta Wyborcza mska v. 16.03.2018.

Theo Mechtenberg

Das Dilemma der polnischen Bischöfe

Mit dem im April 2016 veröffentlichten nachsynodalen Apostolischen Schreiben „Amoris Laetitia“ (AL) sehen sich alle Bischofskonferenzen vor die Aufgabe gestellt, es für ihren Pastoralbereich umzusetzen. So auch der polnische Episkopat. Konkret bedeutet dies, ein Dokument mit Richtlinien zur Ehevorbereitung sowie zum Umgang mit in einer zweiten, nichtkirchlichen Ehe lebenden Gläubigen zu erarbeiten. Angesichts eines gewissen Spielraums, den AL für Interpretationen bietet, war von Vornherein eine konservative Umsetzung des päpstlichen Schreibens zu erwarten. Dies vor allem, weil sich Polens Bischöfe an das Apostolische Schreiben „Familiaris consortio“ von Papst Johannes Paul II. gebunden fühlen, das neben einer gründlichen Ehevorbereitung eine pastorale Begleitung der in einer kirchenrechtlich ungültigen Ehe lebenden Paare fordert, ihre Zulassung zur Kommunion aber ausschließt, es sei denn, die Eheleute würden sich für ein Leben „wie Bruder und Schwester“ entscheiden.

In diesem Rahmen wurde denn auch die Arbeit an dem Dokument aufgenommen. Auf ihrer Plenarsitzung im März 2017 kam es auf Einladung der Bischofskonferenz zu einer Anhörung von Experten. Angesichts der auch in Polen hohen Scheidungsrate und der dadurch bedingten vielen in zweiter Ehe lebenden Geschiedenen wurde von ihnen der bisherige drei Monate dauernde Ehevorbereitungskurs für unzureichend erachtet und seine Verlängerung und Vertiefung verlangt. Und bezüglich der in einer nichtsakramentalen Ehe lebenden Gläubigen sollten neue Richtlinien erlassen werden. Bestehende Schranken, die ihrer kirchlichen Integration entgegenstehen, seien zu beseitigen, und man solle ihnen die Möglichkeit aktiver Teilhabe an kirchlichen Gremien wie Gemeinderat und Diözesansynode eröffnen.

Im Mai 2017 informierten die Bischöfe auf einer Sitzung ihres Ständigen Rates die Öffentlichkeit, das Dokument befände sich im Status der Endredaktion. Es werde drei Kapitel umfassen – Ehevorbereitung, Familienpastoral sowie die kirchlich irregulären Ehen. Gleichzeitig bekräftigten sie, dass sich durch „Amoris Laetitia“ die kirchliche Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe nicht geändert habe und daher eine Zulassung Geschiedener und Wiederverheirateter zu den Sakramenten nicht möglich sei. Im Juni 2017 stellten die mit der Endredaktion beauftragten Bischöfe Gądecki, Hosier und Wątroba die Veröffentlichung des Dokuments für Oktober 2017 in Aussicht. Doch bis heute ist es nicht erschienen.

Das Schreiben der argentinischen Bischöfe und die Antwort des Papstes

Der Grund für diese Verzögerung ist leicht auszumachen. In der Zwischenzeit hatten argentinische Bischöfe ihre Interpretation von AL dem Papst zugesandt und um Antwort gebeten. Wörtlich heißt es in ihrem Schreiben: „Gelangt man zur Erkenntnis, dass in einem konkreten Fall Umstände herrschen, die Verantwortung und Schuld mindern (vgl. AL 301-302), insbesondere wenn man das Wohl der Kinder in der neuen Gemeinschaft in Betracht zieht, dann eröffnet ‚Amoris Laetitia‘ die Möglichkeit des Empfangs der Sakramente der Verge-

bung und der Eucharistie.“ Zugleich stellen die Bischöfe klar, dass damit kein uneingeschränkter Zugang zu den Sakramenten gewährt werde und nicht jedwede Situation zum Sakramentenempfang berechtige.

Der Papst antwortete: „Der Brief ist sehr gut und erhellt völlig den Sinn des achten Kapitels von ‚Amoris Laetitia‘. Es gibt keine anderen Interpretationen.“ Beide Texte fanden Aufnahme in den vatikanischen „Acta Apostolicae Sedis“ und gelangten mit einem Schreiben von Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin am 5. Juli 2017 an die Öffentlichkeit.

Das Dilemma des polnischen Episkopats

Polens Bischöfe befinden sich aufgrund dieses neuen Sachverhalts in einer schwierigen Lage. Nachdem Papst Franziskus die Interpretation von „Amoris Laetitia“ durch eine Gruppe argentinischer Bischöfe nicht nur gebilligt, sondern als einzig richtige bekräftigt hat und sie dazu in den „Acta Apostolicae Sedis“ veröffentlichen ließ, wodurch seine Aussage einen amtlichen Charakter erhielt, konnten Polens Bischöfe ihr fast fertiggestelltes Dokument in der von ihnen vorgesehenen Form nicht veröffentlichen, ohne die päpstliche Entscheidung zu ignorieren. Andererseits fühlen sie sich Papst Johannes Paul II. und seinem Apostolischen Schreiben „Familiaris consortio“ gegenüber verpflichtet und sehen für sich keine Möglichkeit, der Argumentation ihrer argentinischen Amtsbrüder zu folgen. Hinzu kommt, dass nationalkatholische Kreise auf den Episkopat Druck ausüben, sich einer Zulassung Wiederverheirateter zu den Sakramenten zu widersetzen. So organisierte die ultrakonservative „Piotr-Skarga-Gesellschaft Christliche Kultur“ im Internet eine Petition, mit der sie die Bischöfe an ihren „entschiedenen Standpunkt“ erinnern, den sie auf den beiden der Familie gewidmeten Römischen Synoden „in Verteidigung der kirchlichen Lehre und des geistigen Erbes des polnischen Papstes“ vertreten haben. Im Februar 2018 trug diese an Erzbischof Stanisław Gądecki, Vorsitzender der Bischofskonferenz, gerichtete Petition bereits 133 000 Unterschriften. Man darf gespannt sein, auf welche Richtlinien sich Polens Bischöfe in

Umsetzung von „Amoris Laetitia“ letztlich verständigen werden.

Quelle: Artur Sporniak, Rozwodnicy pod rygorem (Geschiedene unter Zucht), Tygodnik Powszechny v. 25.02.2018.

Theo Mechtenberg

Die Absurdität des polnischen Nationalismus

„Es fällt heute schwer, auf dem Markt sozial-politischer Projekte ein dümmeres Angebot als das des Nationalismus zu finden.“ Mit diesem Satz beginnt der Publizist Szymon Hołownia seine ironische Auseinandersetzung mit dem polnischen Nationalismus. Dazu angeregt wurde er durch die jüngste Wallfahrt des nationalistischen, antisemitischen Lagers ORN zum Thronitz der Schwarzen Madonna, einer „Jüdin aus Nazareth (wir haben keine Veranlassung anzunehmen, dass die in den Himmel aufgenommene Maria ihrer jüdischen Identität beraubt wurde; und wäre dies der Fall, dann bestünde erst recht ein Problem – es könnte sich dann nämlich zeigen, dass es im Himmel auch keine ethnischen Polen gibt).“

Hołownia zitiert in seinem Feuilleton einige von Reportern während der Wallfahrt aufgeschnappte Aussagen: „Jeder Katholik soll den Faschisten dafür danken, dass sie den Papst aus der Hand der Kommunisten gerettet haben“; oder die These zweier Priester der Diözesen Bydgoszcz und Gdańsk: „Der Nationalismus ist eine Anleitung zum Evangelium.“ Angesichts solcher ebenso schockierender wie absurder Behauptungen unterzog sich Hołownia der Mühe, die im Internet zugängliche neuste ORN-Deklaration zu studieren. Dabei stieß er auf äußerst bedenkliche Aussagen: Die Demokratie solle durch eine Regierung aus Persönlichkeiten von „hohem moralischem Niveau ersetzt werden“; die Ostgebiete müsse man zurückgewinnen, was – wie Hołownia in

Klammern vermerkt – „nur durch einen Krieg mit Litauen, Weißrussland und Ukraine möglich ist“. Gefordert wird zudem ein „national-katholischer Totalitarismus in der Kultur“; schließlich die Verschleierung des dem Nationalismus immanenten Rassismus, wozu es in der Deklaration heißt: „Während wir den biologischen Rassismus verurteilen, fordern wir die Wahrung des homogenen ethnischen Status, der die Aufrechterhaltung des sozialen Friedens und der Stabilität des Staates begünstigt.“

Wenngleich es sich bei dieser nationalen Bewegung, wie Hołownia betont, um ein Randphänomen handle, so sei doch die mediale Wirksamkeit dieser nationalistischen Strömung beachtlich.

Der fundamentale Denkfehler der Nationalisten – so Hołownia – bestehe darin, dass sie wirklich davon überzeugt seien, Gott habe eine Welt nur für Polen geschaffen, die niemanden und nichts brauchen, die absolut autark sind [...].“ Diese Autarkie vor allem sei es, auf die die ORN-Deklaration abziele: „Halten wir Kurs auf die größtmöglichste wirtschaftliche Selbständigkeit durch Anregung und Umstellung der Produktion zur Befriedigung der Bedürfnisse der Nation, und begnügen wir uns nicht mit der uns zugedachten Rolle in der internationalen Arbeitsteilung.“ Darauf geht Hołownia näher ein. Autarke Programme seien antiquiert. Wenn überhaupt, dann hätten derlei Rezepte vielleicht in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg Anwendung finden können. „Danach gibt es schon nicht mehr die Welt, auf die sich dieser Therapieplan bezieht. Die Globalisierung wirtschaftlicher Prozesse ist so weit fortgeschritten, dass unsere Nationalisten, selbst wenn sie hoch und heilig behaupten, nur Waren aus polnischen Geschäften zu kaufen, doch wissen müssen, dass die von ihnen erworbenen Güter gar nicht aus diesen Geschäften stammen.“ Und sei es für die Nationalisten nicht schmerzlich, wenn sie auf ihrer Fahrt zur Jasna Góra „Benzin arabischer Scheichs verbrennen“ und auf ihren in Asien produzierten Smartphones ihre Wallfahrtserlebnisse speichern?

Gegen Ende seines Feuilletons kommt Hołownia auf die Rolle der Bischöfe in ihrer Auseinandersetzung mit dem Nationalismus zu sprechen: „Die Bischöfe können Dokumente veröffentlichen und Interviews geben, aus denen klar hervorgeht, dass sich

der Patriotismus zum Nationalismus verhält wie ein normaler Stuhl zu einem elektrischen, dass er sein Krebsgeschwür ist.“ Doch die Nationalisten zeigen sich davon unbeeindruckt. Sie halten sich weiterhin für „die Arche, die die Kirche vor dem satanischen Liberalismus rettet.“ Dabei sei die von ihnen vertretene Ideologie „in Wahrheit die Negierung des Evangeliums. [...] Und dennoch finden sich weiterhin Priester, die (o Graus – in den Messen) den Nationalisten nach dem Mund reden.“

Hołownia erwartet von den Bischöfen mehr Entschiedenheit: „Unsere Bischöfe bekämpfen linke Abweichungen mit aller Härte, doch in ihrem Verhalten zu den Nationalisten beschränken sie sich auf verbale, häufig lakonische Erklärungen und nehmen eines nicht wahr: dass es kein großes Problem ist, wenn irgendein Katholik Nationalist ist (am Ende landet er bei einem normalen Beichtvater, und der wäscht ihm schon den Kopf). Ein Problem ist die Tolerierung des Eindrucks, man sei mit der These einverstanden, Katholik ist gleich polnischer Nationalist. Die Tolerierung einer zum Himmel schreienden Häresie.“

Quelle: Szymon Hołownia, Obierzmy kierunek (Halten wir Kurs), Tygodnik Powszechny v. 29.04.2018, S. 64.

Horst Hohmann

Brasilien: Hilfswerk Adveniat verleumdet Bundesrichter Sergio Moro

In einer am 6. April 2018 über die Nachrichtenagentur KNA verbreiteten Stellungnahme erklärte der Brasilien-Referent des Bischöflichen Hilfswerkes ADVENIAT, Norbert Bolte, dass der Prozess gegen den brasilianischen Ex-Präsidenten Luis Inácio Lula da Silva (72) und seine letztinstanzliche Verurteilung wegen passiver Korruption und Geldwäsche zu insgesamt 12 Jah-

ren und 1 Monat Gefängnis als „durch und durch politisch motiviertes“ Strafverfahren zu betrachten sei.

Ich darf zunächst in Erinnerung rufen, dass Bundespolizei und Bundesanwaltschaft gegen Lula in dem 2014 ins Leben gerufenen Anti-Korruptionsprogramm „Lava Jato“ (Waschanlage) wenigstens 2 Jahre ermittelt hatten.

Die Anklageschrift war im Spätsommer 2016 an den zuständigen Bundesrichter Sergio Moro in Curitiba übergeben worden.

Es folgte ein 10 Monate dauernder Prozess, in welchem Zeugen der Anklage und der Verteidigung gehört wurden und in welchem der Angeklagte selbst und seine Anwälte in öffentlichen Sitzungen die Möglichkeit hatten, Punkte der Anklageschrift kritisch zu kommentieren und auf Zusatzfragen des Richters in ihrem Sinne zu antworten.

In seiner 218 Seiten umfassenden Urteilsbegründung kam Sergio Moro am 12. Juli 2017 zu einem Schuldspruch. Er verurteilte Lula erstinstanzlich zu 9 Jahren und 6 Monaten Haft.

Von Curitiba ging der Prozess (um das vom Baukonzern OAS für Lula im Badeort Guarajá „reservierte“ Triplex-Apartment) in die zweite Instanz ans Regionale Bundesgericht in Porto Alegre, wo das Richter-Trio Gebran Neto, Leandro Paulsen und Victor Laus die Urteilsbegründung ihres Kollegen Sergio Moro „auf Herz und Nieren“ prüften.

Am 24. Januar 2018 verkündeten sie ihre einstimmige Entscheidung, dass der Schuldspruch gegen den Ex-Präsidenten zu Recht erlassen worden sei. Weil sie die Tatsache, dass die verhandelten Verbrechen von einem „Präsidenten der Republik“ begangen worden waren, für besonders gravierend hielten, erhöhten die 3 Richter die Haftstrafe auf letztgültige 12 Jahre und 1 Monat.

Den Antrag Lulas auf „Habeas Corpus“, d.h. auf vorübergehende Haftfreistellung, lehnten die 11 Richter des Obersten Bundesgerichts in Brasiliens Hauptstadt Anfang April 2018 in einer Mehrheitsentscheidung ab. Damit erklärten sie, dass der Ex-Präsident die verhängte Haftstrafe ohne wenn und aber anzutreten habe. Das tat er in den späten Abendstunden des 7. April 2018.

Norbert Bolte und indirekt auch der Essener ADVENIAT-Bischof Franz-Josef Overbeck müssen sich hier nun, bei allem Respekt für ihre „Kenntnis um Land und Leute in Brasilien“, fragen lassen, ob ihnen eigentlich die Schwere ihres Vorwurfs bewusst ist?

Wenn sie behaupten, dass Sergio Moro und alle anderen mit dem Korruptionsfall Lula befassten Richter ein „politisch motiviertes“ Urteil gefällt und sich von „einflussreichen Interessengruppen“ dahingehend hätten instrumentalisieren lassen, „eine weitere Amtszeit Lulas als Präsident Brasiliens zu verhindern“ (Lula war bis zu seiner Inhaftierung Kandidat der Arbeiterpartei – PT für die Wahlen im Oktober 2018), sagen sie mit anderen Worten, dass die brasilianischen Richter ähnlich wie in sogenannten „Bananenrepubliken“ parteilich und bestechlich sind, dass ihr Urteil jeglichem „Rechtsempfinden“ Hohn spricht und dass Lula zu Unrecht „einsitzt“.

Selbst der Hinweis, dass Mitglieder der Arbeiterpartei und anderer sogenannter Linksparteien sowie der Theologe Leonardo Boff zusammen mit vereinzelt katholischen Bischöfen Brasiliens dieser Ansicht seien, rechtfertigt mitnichten die verleumderische These ADVENIATS.

Hätten es die Herren Bolte und Overbeck nicht nachdenklich machen müssen, dass ihre brasilianischen Informanten ausschließlich den Prozess gegen Lula als „durch und durch politisch“ bezeichnen.

Und die Prozesse gegen die anderen 278 während der letzten 3 Jahre der Korruption, der Geldwäsche und des mafiösen Zusammenschlusses angeklagten Frauen und Männer? Waren sie auch „politisch motiviert“?

Ist es völlig irrelevant, dass zu den Verurteilten nicht nur PT-Leute, sondern Angehörige fast aller politischen Parteien gehören?

Sollten nach Ansicht ADVENIATS die bisher verurteilten 116 Angeklagten (alleine von Bundesrichter Sergio Moro wurden 74 schuldig gesprochen!) wegen einer „durch und durch käuflichen Justiz“ auf freien Fuß gesetzt werden?

Es könnte nach meinem bescheidenen Dafürhalten den Herren Bolte und Overbeck weiß Gott nicht schaden, sich künftig einfach etwas gründlicher und umfassender

zu informieren und sich vor allem bei Urteilen über „staatstragende Organe anderer Länder“ zurück zu halten. Wenn es in der ADVENIAT-Stellungnahme vom 6. April u.a. heißt, dass O GLOBO in Brasilien der „alles beherrschende (und Lula verfolgende) Medien-Konzern“ sei, stimmt das einfach nicht.

Außerdem, so finde ich, sollte es bei aller Fairness auch nicht einfach unterschlagen werden, dass Michel Temer von der MDB (früher PMDB) - nach der Amtsenthebung von Lula-Nachfolgerin Dilma Rousseff Interimspräsident - seit 2010 Vizepräsident war und als solcher damals von niemandem als „Faschist“ bezeichnet wurde.

Dass die Brasilianer jetzt unter Michel Temer, der am 31. August 2016 verfassungsgemäß die Regierungsgeschäfte übernahm, nach Auffassung der Essener ADVENIAT-Geschäftsstelle eine „Rückkehr zum traditionellen Prinzip Herrenhaus und Sklavenhütte“ erleben, ist – mit Verlaub - ein unverzeihlicher, grandioser Blödsinn, über den ich einfach nur den Kopf schütteln kann.

Urs Noti

Chile: Kirche in der Missbrauchs-Krise. Fragen über Fragen

In der vergangenen Ausgabe von „imprimatur“ (1/2018) hatten wir unmittelbar nach dem Chile-Besuch von Papst Franziskus im Januar dieses Jahres den schweren Amtsmissbrauch der chilenischen Bischöfe und des Vatikanbotschafters in Chile, Ivo Scapolo, beim Umgang mit den von Priestern an Minderjährigen begangenen Sexualverbrechen kritisch unter die Lupe genommen. Wir hatten darüber hinaus aber auch unsere Hoffnung zum Ausdruck gebracht, dass das im Februar nach Chile entsandte Ermittler-Duo Charles M. Scicluna und Jordi Bertomeu mit wichtigen neuen Erkennt-

nissen für den Argentinier in den Vatikan zurückkommen würde.

Erzbischof Charles M. Scicluna und der spanische Mitarbeiter der Glaubenskongregation Jordi Bertomeu haben dann Anfang April ihren kompletten, 2.300 Seiten umfassenden Untersuchungsbericht abgeliefert, in dem sie nicht nur die detaillierten Aussagen von insgesamt 64 Personen (unter ihnen auch die ehemaligen Seminaristen Juan Carlos Cruz, Jimmy Hamilton und José Andrés Murillo, welche von dem 2011 durch ein Vatikangericht schuldig gesprochenen und zu einem „Leben in Gebet und Buße“ verurteilten Priester Fernando Karadima missbraucht worden waren), sondern auch ihre persönlichen Schlussfolgerungen protokolliert hatten.

Ohne die Lektüre des angeblich „niederschmetternden Berichts“ ganz beendet zu haben, schrieb Papst Franziskus am 11. April einen langen Brief an die Bischöfe Chiles, in dem er bekannte, dass er „in Ermangelung wahrer und ausgewogener Informationen“ schwere Fehler bei der Beurteilung der chilenischen Missbrauchskrise begangen habe.

Er lud die 32 amtierenden und die 19 emeritierten Bischöfe der Andenrepublik für den 14. bis 17. Mai zu „dringenden Gesprächen“ nach Rom ein (nach dem ad-Limina-Besuch und der Begegnung im Januar 2018 das dritte Zusammentreffen innerhalb von 15 Monaten!).

Um gegenüber den chilenischen Bischöfen und gegenüber der Weltöffentlichkeit deutlich zu machen, dass es bei den anstehenden Beratungen vorrangig um die Leidensgeschichte der Missbrauchsoffer und um die an ihnen begangenen Gewaltverbrechen gehe, lud der Papst die oben genannten Ex-Zöglinge von Fernando Karadima für vier Tage ins vatikanische Gästehaus Santa Martha ein. In den Einzel- und Gruppengesprächen, die Cruz, Hamilton und Murillo mit Jorge Bergoglio führten, so erklärten die drei am 2. Mai in einer Pressekonferenz, hätten sie nach den über 10 Jahre andauernden Verleumdungen und Anfeindungen seitens ihrer Heimatkirche (vor allem auch nach ihren Protesten gegen die Ende 2014 erfolgte Ernennung des Karadima-Vertrauten Juan Barros zum Bischof der südchilenischen Diözese Osorno) jetzt zum ersten

Mal wieder in ein „freundliches Kirchenantlitz“ blicken dürfen.

Während ich zusammen mit Juan Carlos Cruz, Jimmy Hamilton, José Andrés Murillo und Hunderten von anderen chilenischen Missbrauchsoptionen (wie etwa zuletzt jenen aus den Einrichtungen der Maristen-Schulbrüder) gespannt darauf wartete, welche „kurzfristige, mittelfristige und längerfristige Entscheidungen“ nach dem Treffen mit den Bischöfen Papst Franziskus bekannt geben wird, möchte ich aus Sachlichkeitsgründen darauf hinweisen, dass wir Kirchenjournalisten uns leider bis auf den heutigen Tag im „chilenischen Lügen- und Intrigen-Puzzle“ mit einer endlosen Kette offener Fragen herumschlagen, auf die wir gerne eine Antwort hätten.

Ich werde mich auf 10 Fragen beschränken, die es „in sich haben“ und die man auf keinen Fall unbeantwortet lassen kann.

Erstens: Haben die chilenischen Missbrauchsoptionen eine Kopie des 2.300 Seiten umfassenden Scicluna-Ermittlungsberichtes erhalten? Werden wir und besonders die chilenische Öffentlichkeit irgendwann wenigstens zusammenfassend über die Ergebnisse der Untersuchung erfahren? Oder wird der Bericht genauso wie die Berichte desselben Autors über den Missbrauchsskandal bei den „Legionären Christi“ in Mexiko (2005) oder über den vor kurzem verstorbenen, des Missbrauchs angeklagten schottischen Kardinals Keith O’Brien (2014) in einem Hochsicherheits-Safe landen?

Zweitens: Obwohl Papst Franziskus u.a. auch von Mitbrüdern aus dem Jesuitenorden und sogar von Mitgliedern der chilenischen Regierung eindringlich darum gebeten worden war, von einer Ernennung des Militärbischofs Juan Barros zum neuen Bischof der südchilenischen Diözese Osorno abzusehen, weil dieser im Verdacht stand, von den Verbrechen Fernando Karadimas gewusst und keine Anzeige erstattet zu haben, blieb der Argentinier bei seiner heftig umstrittenen Entscheidung und behauptete noch im Januar 2018 während seines Chilebesuchs, dass er Barros nach wie vor für „unschuldig“ halte. Wie ist der Papst zu dieser Auffassung gekommen? Hat er persönliche Gespräche mit Barros geführt? Wer und was hat ihn überzeugt, dass Barros eine „saubere Weste“ hat?

Waren jetzt auf einmal Juan Carlos Cruz, Jimmy Hamilton und José Andrés Murillo, deren Prozess-Aussagen 2011 zur Verurteilung von Fernando Karadima durch den Vatikan geführt hatten, nicht mehr glaubwürdig, als sie in unzähligen Zeitungs- und Fernsehinterviews Bischof Juan Barros und andere hohe Repräsentanten der chilenischen Kirche der Komplizenschaft mit dem „im Ruf der Heiligkeit stehenden Sexualverbrecher Karadima“ beschuldigten?

Hat sich Jorge Bergoglio in der Zeit vor 2013 als Erzbischof von Buenos Aires für die skandalösen Vorgänge im Nachbarland Chile nicht interessiert? Oder hatte er damals einfach mit dem in seiner Heimat ab 2002 virulenten Missbrauchsfall des famosen Medienpfarrers Julio Grassi, für dessen Zwangslaisierung er sich meines Wissens nie einsetzte, genügend „Dreck vor der eigenen Haustür“ wegzukehren?

Drittens: Im Frühjahr 2015 schrieb Juan Carlos Cruz einen 8-seitigen Brief an den Papst, in dem er u.a. anhand einer Zeichnung schilderte, wo Bischof Juan Barros im Zimmer stand, als Karadima dem damals 17-jährigen Seminaristen einen erzwungenen Zungenkuss gab und dessen Genitalien streichelte. Hat der Papst diesen von Mitgliedern der Päpstlichen Kinderschutzkommission via Kardinal Sean O’Malley überreichten Brief gelesen? Oder ist er versehentlich im Papierkorb gelandet? Warum haben weder das Büro von O’Malley noch das Sekretariat des Papstes auf mehrmalige Nachfragen reagiert, und wieso konnte der Argentinier im Januar 2018 noch immer sagen, dass niemand von den Opfern auf ihn zugekommen sei?

Viertens: Müssen wir aus der Tatsache, dass sich Papst Franziskus bislang bei den Katholiken Osornos, welche die Ernennung von Barros zum Bischof ihres Bistums als einen „Gewaltakt des Papstes“ betrachteten, nicht ausdrücklich entschuldigte, schließen, dass er nach wie vor meint, richtig gehandelt zu haben?

Fünftens: In seinem Brief an die chilenischen Bischöfe vom 11. April 2018 spricht der Papst zerknirscht von „schweren Fehlern“, die ihm bei der Beurteilung der Missbrauchs-Krise in Chile unterlaufen sind. Welche Fehler waren das und zu welchem Zeitpunkt wurden sie begangen?

Sechstens: Der Argentinier sagt, dass er die Fehler „in Ermangelung wahrer und ausgewogener Informationen“ begangen hat. Will Papst Franziskus sagen, dass er selbst sich nicht ausreichend um „zutreffende Informationen“ bemüht hat? Oder ist er von Leuten, denen er vertraute, nicht angemessen und korrekt informiert worden? Wer hat ihn belogen und ihn vielleicht sogar absichtlich über so lange Zeit hinweg mit Halbwahrheiten abgespeist?

Siebtens: Papst Franziskus hatte vor einigen Wochen in Rom ein mehrstündiges Gespräch mit dem Vatikanbotschafter in Chile, Ivo Scapolo.

Wurde dem Italiener dabei wegen seiner Einmischung in ein päpstliches Ermittlungsverfahren und wegen einer Reihe anderer Vergehen die „fristlose Entlassung“ mitgeteilt?

Achtens: Im Anschluss an ihre Gespräche mit Papst Franziskus sagten die Karadima-Opfer Cruz, Hamilton und Murillo in ihrer Pressekonferenz, dass sich der Argentinier als „Teil des Problems“ bezeichnet habe. Warum erklärt der Papst nicht klipp und klar, wie und unter welchen Umständen er zu einem „Teil des Problems“ geworden ist? War es durch getroffene oder nicht getroffene Personalentscheidungen? Geschah es durch verwerfliches Paktieren mit der „Täterseite“ oder gar durch die Vernichtung von Beweismaterial?

Neuntens: Wenn Cruz, Hamilton und Murillo den früheren Erzbischof von Santiago de Chile, Kardinal Francisco Errázuriz, der „Verdeckung von Sexualstraftaten“ bezichtigen und ihn deshalb einen „Kriminellen“ nennen, frage ich mich zusammen mit vielen anderen, ob die Entlassung Errázuriz aus dem „K9“-Beratergremium des Papstes nicht eine erste, angemessene Form der Bestrafung und damit umgekehrt auch glaubwürdiger Ausdruck der Wiedergutmachung gegenüber den Opfern wäre?

Zehntens: Wird Papst Franziskus nach allen inzwischen vorliegenden Beweisen für schwersten Amtsmissbrauch schuldig gewordenen chilenischen Bischöfen „den Prozess machen“ und - ein Exempel für die Weltkirche statuierend - damit zeigen, dass fortan in der Kirche nicht mehr mit zweierlei Maß gemessen wird?

Falls keine „Köpfe rollen“ und keine „konkreten Aktionen“ in Chile und anderswo

folgen werden, so die drei Karadima-Opfer, „war alles nur leeres Geschwätz und ein weiterer schwerer Schlag ins Gesicht Zigtausender von Menschen, die durch katholische Priester ins Unglück gestürzt wurden.“

Als der vormalige irische Premierminister Enda Kenny am 20. Juli 2011 in einer denkwürdigen Rede vor dem Parlament erklärte, dass die Zeit endgültig vorbei sei, „wo Soutanenträger das Gewissen und die Menschlichkeit ersticken“ und dass künftig der „Schutz von Kindern und Jugendlichen unter einem republikanischen Dach garantiert“ werden müsse, wird er schon damals vielen Chilenen aus dem Herzen gesprochen haben.

Einen wichtigen Vorstoß in dieser Richtung, der beispielhaft auch für Deutschland sein könnte, hat nun der neue, seit März dieses Jahres amtierende Präsident Chiles, Sebastian Piñera, gemacht. Er sprach sich für die Abschaffung jeglicher Verjährungsfristen beim sexuellen Missbrauch von Minderjährigen aus. Hut ab!

Horst Hohmann

Malaysia: Einmal im Jahr kommt Pfarrer David nach Remong

Durch die Blätterkronen der Baumriesen fallen vereinzelt Strahlen der Nachmittags-sonne und pinseln wie von unsichtbarer Hand helle Farbtupfer auf den üppigen Sträucherteppich des Dschungels. Gelegentlich übertönt das langgezogene Kreischen einer Zikade oder der wütende Schrei eines aufgeschreckten Vogels das monotone Tuckern unseres motorgetriebenen Holzbootes. Endlose Windungen des kleinen Nebenflusses des Igan-River nehmen wir im Schrittempo, umkurven schwarze Baumwurzeln, die aus dem Wasser ragen – immer eingehüllt in den süßlichen Moderge-

ruch verrotteter Pflanzen und in die dämmrige Welt eines behäbigen, satten Wachstums.

Nahezu zwei Stunden sind wir jetzt flussabwärts unterwegs. Am Ruder pfeift Danny Olang die Melodie eines alten Piratensongs. Vor ihm hat David Bingham sein müdes Haupt auf einen der beiden Rucksäcke gebettet, die mit ihm immer auf Reise gehen, wenn er seine verstreute Gemeinde in den Iban-Langhäusern besucht.

„Noch zwanzig Minuten“, sagt der Missionar mit Blick auf die Uhr. Er streckt seinen Körper. Ein verschmitztes Lächeln steht plötzlich auf seinem Gesicht und mit reinstem britischen Humor ruft er uns zu: „Take it easy, boys – auch ich bin noch nie freiwillig über Bord gegangen.“ Die Unerfahrenheit während seiner Sturm- und Drangzeit, so der hagere Engländer, sei ihm in der Tat Ende der 1970-er Jahre zweimal fast zum Verhängnis geworden. „Beim ersten Mal unterschätzte ich die Bugwellen eines schweren Lastkahnes und ging samt Boot und elf mitfahrenden Kirchgängern wie eine Fragette der königlichen Marine auf Tauchstation.“ Beim zweiten Mal sei er tückischen Stromschnellen nicht gewachsen gewesen. Und genüsslich fügt er hinzu, dass nahezu dreißig Lehrjahre auf den Gewässern der ostmalaysischen Provinz Sarawak letztlich doch noch einen brauchbaren Schipper aus ihm gemacht hätten.

Dass aber aus dem ehemaligen Kontoristen einer Exportfirma in Singapur, der sehr spät zu den Mill-Hill-Missionaren stieß, und sich noch heute wundert, wie er die Hürden des Seminarbetriebes seinerzeit meisterte, inzwischen einer der erfahrendsten und beliebtesten Seelsorger beim Eingeborenenvolk der Iban geworden ist, erleben wir auf beeindruckende Weise während der nächsten drei Tage.

Wie angekündigt bewegt sich unser Boot bereits nach kurzer Zeit auf eine breite, in den Urwald Nordborneos geschlagene Schneise zu. Am Anlegeplatz erwarten uns der Chef und drei weitere Männer des Langhauses., das sie in ihrer Sprache „Rumah“ nennen. Herzliche Begrüßung. Ausgelassene Freude über das Wiedersehen. Ein erster Bericht über die vierstündige Anreise zu Land und zu Wasser. Als wir über den schmalen Brettersteg zu dem auf einer kleinen Anhöhe gelegenen „Rumah“

hinaufsteigen, schicken die anderen Bewohner des Reihenhauses per Gong und Schelleninstrumente ihren Willkommensgruß an die gerade eingetroffenen Besucher.

Die Leute von Remong, zehn Familien, die hier unter einem Dach leben und die jahrhundertealte Tradition dörflicher Wohngemeinschaft fortsetzen, tragen bald nach unserer Ankunft auf dem Fußboden der Veranda eine reichhaltige Mahlzeit auf – ein Festessen!

Ein Programm für die Abendstunden und für den kommenden Tag wird vereinbart. Der Streit mit einer der benachbarten Hausgemeinschaften kommt zur Sprache. Über die berufliche Zukunft der in Sibü und Selangau arbeitenden Töchter und Söhne wird erregt diskutiert. „Die Zeit ist halt auch hier nicht stehen geblieben“, klärt uns David Bingham auf. „Die Iban, auch See-Dayak genannt, die einst auf den Flüssen und an der Küste Sarawaks als Piraten Angst und Schrecken verbreiteten, sind inzwischen sesshaft geworden und planen den Ruhestand im Wirtschaftswunderland Malaysia.“

Nur das berauschende Gawai, das jährliche Erntedankfest Anfang Juni, wenn der Reis und die anderen Feldfrüchte eingebracht sind, sei geblieben. Geblieben sei auch die notorische Angst vor bösen Träumen und vor den Warnrufen unglücklicher Geister, die sich in den frühen Morgenstunden durch den grellen Schrei eines Vogels zu Wort melden und mit Unheil drohen.

Der 73-jährige Brite gibt sich auch nach vielen Tausend Predigten und unzähligen Einzelgesprächen mit den Christen der Langhäuser keinen Illusionen hin: „So zählebig wie die Natur in den Tropen Ostmalaysias sind auch die religiösen Tabus der Iban, die den ewigen Kreislauf von Leben und Tod bestimmen.“

Nein, überwältigende „Bekehrungserfolge“ seien ihm in seiner seelsorgerischen Karriere nicht beschieden gewesen, gesteht er. Fragt aber sofort, ob es denn immer ratsam und sinnvoll sei, den Menschen ein gänzlich neues „religiöses Kleid“ überzuziehen? Mission, so meint er, sei häufig auch geduldiges Warten, manchmal sogar einfach nur Freundschaft, und auf jeden Fall stets ein tiefer Respekt für die Kultur eines Volkes.

In der Wohngemeinschaft von Remong und anderswo haben die von ihrer kargen Landwirtschaft und vom Holzverkauf lebenden Iban seit vielen Jahren die unaufdringliche Botschaft des Missionars verstanden und haben ihn gerade deshalb zu einem Hausgenossen gemacht.

Wenn David Bingham sich beispielsweise ein Mittagsschläfchen gönnt, geht das geschäftige Treiben im Langhaus weiter. Niemand fordert für den Geistlichen „größere Ruhe“ oder sonstige Privilegien. Die Männer vergnügen sich laut beim Hahnenkampf. Die Frauen gehen ihren häuslichen Pflichten im „Bilek“ nach – den Privatquartieren der Einzelfamilien.

Und wenn nach der abendlichen Messfeier zum Tanz aufgefordert wird, bewegt sich der Engländer wie ein unbefangener kleiner Junge auf dem Parkett. Er feiert ausgelassen mit seinen Freunden. Er trauert mit ihnen, ist verlässlicher Weggefährte in guten und in schlechten Zeiten.

Auf der Rückfahrt nach Selangau, dem Zentrum seiner großräumigen Pfarrei, und später in der Bezirksstadt Sibü, schildert David Bingham zufrieden, wie sein Wirken in Sarawak doch nicht so ganz ohne Erfolg gewesen ist. „Die erstaunlichen Leistungen unserer Regierung im Erziehungs- und im Gesundheitswesen in Ehren“, sagt er.

„Aber leider setzt der Islam als Staatsreligion Malaysias Andersgläubige bisweilen gewaltig unter Druck. Wenn die Eingeborenenvölker der Iban, Bidayuh und Penan heute unbehelligt nach ihrer Tradition leben dürfen, haben sie das einzig und allein den christlichen Kirchen zu verdanken.“

Auf diesen bescheidenen Beitrag zur Pflege und Verteidigung der Menschenrechte, so der Missionsveteran, werde er bis ans Ende seiner Tage stolz sein.

Helfen zur Selbsthilfe

www.misereor.de

MISEREOR
• DAS HILFSWERK

Abdruck aus Wikipedia:

Saarbrücker Schule

Die Saarbrücker Schule ist eine Gruppe von Forschern um den Religionswissenschaftler Karl-Heinz Ohlig, die die Entstehung des Islams mit der historisch-kritischen Methode ergründet.

Beschreibung

Die Saarbrücker Schule der Islamwissenschaft wendet auf alle Sachverhalte der frühen Islamgeschichte und des Korans die historisch-kritische Methode an. Die in der sogenannten Traditionsliteratur überlieferte frühe Geschichte des Islams gilt ihr nicht als Geschichtsquelle, sondern als literarisches Erzeugnis der Zeit, in der sie aus bestimmten theologischen, literarischen oder anderen Beweggründen jeweils niedergeschrieben wurde. Die Entstehung der islamischen Religion stellt sich im Lichte dieser Forschungen als ein Prozess dar, der sich über mehr als zwei Jahrhunderte hingezogen hatte. Die Konzentration der Macht im arabischen Reich, der Beginn der arabischen Jahreszählung, der Umbau und die Errichtung sakraler Bauten wie die Johannesbasilika / Umayyadenmoschee in Damaskus, der Felsendom in Jerusalem, die sogenannte Prophetenmoschee in Medina und die Kaaba in Mekka, die Abfassung und Verwendung des Korans, der islamische Kalender, die Abfassung einer Lebensgeschichte des arabischen Propheten, die Einrichtung eines Pilgerwesens in Mekka, die Entwicklung der Traditionsliteratur und des islamischen Rechts, sind Elemente der neuen Weltreligion, für die Forscher der Saarbrücker Schule jeweils andere Ursprünge ermittelt haben, als dies die Traditionsliteratur behauptet. Im Ergebnis stellt sich die frühe Geschichte des arabischen Reiches als der kreative Prozess der Schöpfung eines Reichsglaubens durch die Elite des arabischen Reiches dar, in dem synkretistische - vorwiegend christliche - Gegebenheiten in Auseinandersetzung mit Byzanz, dem rabbinischen Judentum und der Kultur des Sasanidenreichs unter Aufnahme buddhistischer Elemente zu einer neu-

en Weltreligion geformt wurden. Die traditionelle Vorstellung eines arabischen Propheten mit einer in den Jahren 610-632 in Mekka und Medina empfangenen Offenbarung steht nach den Erkenntnissen der Saarbrücker Schule nicht am Beginn dieses Prozesses, sondern stellt eine mittlere Entwicklungsstufe dar, die in das 8. christliche Jahrhundert datiert.

Vorläufer

Bereits Ignaz Goldziher, Joseph Schacht, Günter Lüling, Suliman Bashear, Yehuda Nevo, John Wansbrough, Patricia Crone und Michael Cook waren der Ansicht gewesen, dass der traditionelle Bericht nicht dem tatsächlichen Gang der Geschichte entspricht. Mit Inârah hat sich erstmals eine interdisziplinär arbeitende Forschergruppe dieses Themas angenommen.

Geschichte

Die Saarbrücker Schule geht auf den Religionswissenschaftler Prof. Dr. Karl-Heinz Ohlig zurück, der im Zuge seiner 2006 erfolgten Emeritierung an der Universität des Saarlands eine multidisziplinäre Gruppe von Forschern um sich versammelt hatte, die im Jahre 2007 den gemeinnützigen Verein „Inârah e.V. - Institut zur Erforschung der frühen Islamgeschichte und des Korans“ gründeten. Diese Gruppe, zu der außer Ohlig u. a. der Orientalist Gerd-Rüdiger Puin, die Philologen Markus Groß und Christoph Luxenberg, sowie der Numismatiker Volker Popp gehören, haben 2008, 2010, 2012 und 2014 vier Fachtagungen durchgeführt, in denen über 40 Forscher vorgetragen haben, deren Arbeiten in bis jetzt acht Sammelbänden (Inârah 1-8) veröffentlicht wurden. Ferner gibt es zahlreiche kleinere Artikel in der Saarbrücker Zeitschrift „imprimatur“.

Rezeptionsgeschichte

Die Arbeiten der Saarbrücker Schule stellen ein eigenes multidisziplinäres Korpus der Forschungsliteratur dar, dessen Wirkung auf die zahlreichen betroffenen Fachrichtungen noch nicht absehbar ist. Eine breitere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Thesen und Ergebnissen von Inârah steht noch aus.

Einzelne Thesen und Forschungsergebnisse von Inârah

- Der Name Muhammad bezeichnete ursprünglich nicht eine Person, sondern ein christologisches Prädikat (Popp¹, Luxenberg², Ohlig³ Thomas⁴).
- Vermeintliche Erwähnungen von Muhammad, Muslimen oder Islam in Werken des orientalischen Mittelalters beziehen sich nicht auf einen arabischen Propheten, Anhänger einer neuen Religion oder einen neuen Glauben (Ohlig⁵).
- Die Genealogie des arabischen Propheten und seines Geschlechts, der Quraisch, ist unhistorisch; es lässt sich nicht angeben, an welchem Punkt sie geschichtlich wird (Dequin⁶).
- Die Lebensgeschichte des arabischen Propheten stammt zum großen Teil aus dem Leben des Abu Muslim (Dequin⁷).

¹ Volker Popp, Bildliche Darstellungen aus der Frühzeit des Islam (IV), in: imprimatur, Hefte 5 und 6, S. 242-50, Saarbrücken 2004.

² Christoph Luxenberg, Neudeutung der arabischen Inschrift im Felsendom zu Jerusalem, in: Karl-Heinz Ohlig und Gerd-Rüdiger Puin (Hrsg.), Die dunklen Anfänge - Neue Forschungen zur Entstehung und frühen Geschichte des Islam (= Inârah 1), S. 124-47, Tübingen und Berlin 2005.

³ Karl-Heinz Ohlig, Vom Muhammad Jesus zum Propheten der Araber * Die Historisierung eines christologischen Prädikats, in: Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Der frühe Islam - Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen (= Inârah 2), S. 327-376, Tübingen und Berlin 2007.

⁴ Johannes Thomas, Noch einmal zur mḥmd-Fomel im Felsendom - Münzinschriften bestätigen die philologische Korrektheit der Interpretation von Christoph Luxenberg, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion III - Die heilige Stadt Mekka - eine literarische Fiktion (= Inârah 7), S. 731-733, Tübingen und Berlin 2014.

⁵ Karl-Heinz Ohlig, Hinweise auf eine neue Religion in der christlichen Literatur „unter islamischer Herrschaft“, in: Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Der frühe Islam - Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen (= Inârah 2), S. 223-326, Tübingen und Berlin 2007.

⁶ Raymond Dequin, Frühe 'Alī-Verehrung und die Schöpfung des abbasidischen Weltbilds, in: Die Entstehung einer Weltreligion II - Von der koranischen Bewegung zum Frühislam (= Inârah 6), S. 164-310 (Hrsg.): Markus Groß, Karl-Heinz Ohlig, Tübingen und Berlin 2011.

⁷ Raymond Dequin, Das Leben des Abū Muslim und die Lebensbeschreibung des arabischen Propheten - Mit neuen Ansätzen für das Verständnis der islamischen Traditionsliteratur, in: Markus Groß

- Mekka und Medina gehörten zum Raum südarabischer Schriftkultur, und es wurden dort andere nordarabische Sprachen gesprochen, die nicht Vorläufer des klassischen Arabischen waren. Dieser Raum kann deshalb nicht als Emergenzterritorium des Korans gelten. Denkbar hingegen, hierfür die in den Osten des Sasanidenreichs deportierten Einwohner von Hatra oder anderen Orten Nordarabiens anzunehmen. (Kerr⁸).
- Das Arabisch des Korans enthält grammatikalische Elemente, die nach Zentralasien weisen (Groß⁹).
- Der Koran enthält sprachliche Merkmale, die auf eine syro-aramäische Vorlage schließen lassen (Luxenberg¹⁰).
- Namen und Begriffe aus dem Koran, die für das islamische Selbstverständnis grundlegend sind wie Mekka, Badr, Huris (Paradiesjungfrauen) erweisen sich als Fehllesungen oder haltlose Interpretationen (Luxenberg¹¹).
- Der Koran wurde um 700 unter dem Herrscher 'Abd al-Malik unter Leitung

und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion IV - Mohammed - Geschichte oder Mythos? (= *Inārah* 8), S. 207–295, Tübingen und Berlin 2017.

⁸ Robert M. Kerr, Von der aramäischen Lesekultur zur arabischen Schreibkultur - Kann die semitische Epigraphik etwas über die Entstehung des Korans erzählen?, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion I - Von der koranischen Bewegung zum Frühislam (= *Inārah* 5), S. 354–76, Berlin und Tübingen 2010.

⁹ Markus Groß, Die erfundenen arabischen Relativpronomen - Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Klassisch-Arabischen, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion II - Von der koranischen Bewegung zum Frühislam (= *Inārah* 6), S. 441–552, Tübingen und Berlin 2011.

¹⁰ Christoph Luxenberg, Die syro-aramäische Lesart des Koran - Ein Beitrag zur Entschlüsselung der Koransprache, Berlin und Tübingen 2000.

¹¹ Christoph Luxenberg, Kein „Mekka“ (Makka) und kein „Bakka“ im Koran - Zu Sure 48:24 und 3:96. Eine philologische Analyse, in: imprimatur, Heft 7, Saarbrücken 2012. Derselbe, Keine Schlacht von Badr - Zu syrischen Buchstaben in frühen Koranmanuskripten, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Vom Koran zum Islam - Schriften zur frühen Islamgeschichte und zum Koran (= *Inārah* 4), S. 642–76, Tübingen und Berlin 2009. Derselbe, Die syro-aramäische Lesart des Koran - Ein Beitrag zur Entschlüsselung der Koransprache, Berlin und Tübingen 2000.

von dessen Berater al-Ḥaǧǧāǧ ibn Yūsuf redigiert (de Prémare¹²).

- Die Untersuchung des koranischen Texts ist noch weit von einer kritischen Edition entfernt (Gerd-Rüdiger Puin¹³).
- Der Koran enthält mit dem Alexander-/Dū l-Qarnayn-Material einen Stoff, der jünger ist, als die Lebenszeit des von der Traditionsliteratur behaupteten arabischen Propheten; gleichwohl gibt es hiervon Versionen, die textgeschichtlich älter als der Koran sind (Popp¹⁴, Causse¹⁵).
- Die sogenannten „Geheimnisvollen Buchstaben“ des Korans lassen sich als Überreste einer syrischen christlichen Liturgie deuten (Luxenberg¹⁶).
- Der Koran enthält in seiner ältesten Schicht (etwa einem Drittel des Textes) hymnische christliche Strophenlieder im Sinne Lülings, deren Struktur und Sinn später durch Hinzufügungen in Richtung einer „islamischen Reinterpretation“ verändert wurden (Younes¹⁷).

¹² Alfred-Louis de Prémare, 'Abd al-Malik ibn Marwān et le Processus de Constitution du Coran, in: Karl-Heinz Ohlig und Gerd-Rüdiger Puin (Hrsg.), Die dunklen Anfänge - Neue Forschungen zur Entstehung und frühen Geschichte des Islam (= *Inārah* 1), S. 179–210, Tübingen und Berlin 2005.

¹³ Gerd-Rüdiger Puin, Die Utopie einer kritischen Koranedition: Ein Arbeitsbericht, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Schlaglichter - Die beiden ersten islamischen Jahrhunderte (= *Inārah* 3), S. 516–71, Tübingen und Berlin 2008.

¹⁴ Volker Popp, Eine Bemerkung zur Herkunft des Alexander-/Dū l-Qarnayn-Materials im koranischen Text (Sure 18:83–102), in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion IV - Mohammed - Geschichte oder Mythos? (= *Inārah* 8), S. 199–206, Tübingen und Berlin 2017.

¹⁵ Maurice Causse, De la méthode synoptique appliquée au Coran et au Ḥadīṭ, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion III - Die heilige Stadt Mekka - eine literarische Fiktion (= *Inārah* 7), S. 619–34, Tübingen und Berlin 2014.

¹⁶ Christoph Luxenberg, Die syrische Liturgie und die „geheimnisvollen Buchstaben“ im Koran - eine liturgievergleichende Studie, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Schlaglichter - Die beiden ersten islamischen Jahrhunderte (= *Inārah* 3), S. 411–56, Tübingen und Berlin 2008.

¹⁷ Munther Younes, „In Suffering“ or „in Honor“? - A Reinterpretation of Q 90 (al-Balad), in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion I - Von der koranischen Bewegung zum Frühislam (= *Inārah* 5), S. 306–20, Berlin und Tübingen 2010.

- Der heutige Text des Korans ist Ergebnis einer redaktionellen Überarbeitung; in einzelnen Fällen kann man versuchen, die ursprüngliche Form herauszuarbeiten und so Einblicke in die Gedankenwelt und Seelenverfassung des Urhebers zu gewinnen (Kropp¹⁸).
- Das Werk von Laktanz enthält eine Reihe theologischer Gedankengänge, die mit solchen im Koran übereinstimmen (Gobillot¹⁹).
- Das im Koran erwähnte Abendmahl muss eine Art manichäische oder paulikanische eucharistische Mahlzeit gewesen sein, die dem Pascha- oder Bëma-Fest am ehesten nahekam (Luxenberg²⁰, van Reeth²¹).
- Der Koran ist kein dogmatischer, sondern ein konsensorientierter Text, der in religiösen Streitfragen der Zeit Minimalkompromisse formuliert hatte (Kalisch²²).
- Mit mathematischen Methoden lässt sich zeigen, dass der Koran etwa 50 Verfasser hatte (Walter²³).

¹⁸ Manfred Kropp, Koranische Texte als Sprechakte am Beispiel der Sure 85, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Vom Koran zum Islam - Schriften zur frühen Islamgeschichte und zum Koran (= *Inārah* 4), S. 483–91, Tübingen und Berlin 2009.

¹⁹ Geneviève Gobillot, Grundlinien der Theologie des Koran, Grundlagen und Orientierungen, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Schlaglichter - Die beiden ersten islamischen Jahrhunderte (= *Inārah* 3), S. 320–69, Tübingen und Berlin 2008.

²⁰ Christoph Luxenberg, Die syro-aramäische Lesart des Koran - Ein Beitrag zur Entschlüsselung der Koransprache, Berlin und Tübingen 2000.

²¹ J. M. F. van Reeth, Eucharistie im Koran, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Schlaglichter - Die beiden ersten islamischen Jahrhunderte (= *Inārah* 3), S. 457–60, Tübingen und Berlin 2008.

²² Sven Kalisch, Der qurʾān als ein Dokument des Konsenses - Ein Beitrag zur Funktion des qurʾān bei der Entstehung des Islam, in: Markus Groß / Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion IV - Mohammed - Geschichte oder Mythos? (= *Inārah* 8), S. 707–815, Berlin und Tübingen 2017.

²³ Jean-Jacques Walter, Analysis of the Koran Using Mathematical Code Theory, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion IV - Mohammed - Geschichte oder Mythos? (= *Inārah* 8), S. 851–83, Tübingen und Berlin 2017. Derselbe, Le Coran révélé par la Théorie des Codes, Paris 2014 (Dissertation Toulouse 2013).

- Ein in Sanaʿa aufgefundener Koran-Palimpsest enthält zahlreiche Abweichungen vom Standardtext (Elisabeth Puin²⁴).
- Die Aufschriften frühislamischer Münzen sind in der Regel als religiöse und politische Losungen zu lesen, nicht als Eigennamen arabischer Herrscher und Gouverneure (Popp²⁵).
- Der Ursprung der arabischen Ära im Jahre 622 geht auf den damaligen Sieg des Heraklius über die Sasaniden zurück, in dem die arabischen Eliten des byzantinischen Ostens Selbstregierung erlangt hatten (Popp²⁶).
- Das mekkanische Pilgeritual ist in wesentlichen Teilen dem buddhistischen ähnlich und muss einst aus dem Buddhismus übernommen worden sein (Groß²⁷).

²⁴ Elisabeth Puin, Ein früher Koranpalimpsest aus Šanʿāʾ (DAM 01-27.1), in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Schlaglichter - Die beiden ersten islamischen Jahrhunderte (= *Inārah* 3), S. 461–93, Tübingen und Berlin 2008; in den folgenden *Inārah*-Bänden fortgesetzt.

²⁵ Volker Popp, Von Ugarit nach Šāmarrā - Eine archäologische Reise auf den Spuren Ernst Herzfelds, in: Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Der frühe Islam - Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen (= *Inārah* 2), S. 13–222, Tübingen und Berlin 2007. Derselbe, Maavia der Aramäer und seine Zeitgenossen. Die muslimische Geschichtsschreibung als Mythologisierung eines theologischen Konzepts, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Vom Koran zum Islam - Schriften zur frühen Islamgeschichte und zum Koran (= *Inārah* 4), S. 107–76, Tübingen und Berlin 2009.

²⁶ Volker Popp, Von Ugarit nach Šāmarrā - Eine archäologische Reise auf den Spuren Ernst Herzfelds, in: Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Der frühe Islam - Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen (= *Inārah* 2), S. 13–222, Tübingen und Berlin 2007. Derselbe, Maavia der Aramäer und seine Zeitgenossen. Die muslimische Geschichtsschreibung als Mythologisierung eines theologischen Konzepts, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Vom Koran zum Islam - Schriften zur frühen Islamgeschichte und zum Koran (= *Inārah* 4), S. 107–76, Tübingen und Berlin 2009.

²⁷ Markus Groß, Buddhistische Einflüsse im frühen Islam? in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Schlaglichter - Die beiden ersten islamischen Jahrhunderte (= *Inārah* 3), S. 220–74, Tübingen und Berlin 2008. Derselbe, Frühislam und Buddhismus. Neue Indizien, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Vom Koran zum Islam - Schriften zur frühen Islamgeschichte und zum Koran (= *Inārah* 4), S. 347–96, Tübingen und Berlin 2009.

- Die Einrichtung des Pilgerwesens im Mekka geschah unmittelbar nach der abbassidischen Machtergreifung nach dem Vorbild des buddhistischen Nowbahar bei Balch / Masar-e Scharif (Dequin²⁸).
- Der islamische Kalender ist das Ergebnis einer Hin- und Wiederabwendung vom Judentum; als Relikt zeugt hiervon das Datum der sogenannten Hidschra, das mit Jom Kippur identisch ist (Dequin²⁹).
- Der Islam in der heute bekannten Form ist ein Produkt des 3. Jh. arabischer Zeitrechnung; Überlieferungen in Form des isnāds wurden eingeführt, um die wahren Verhältnisse besser verschleiern zu können (Kalisch³⁰).
- Die Herausbildung der islamischen Traditionsliteratur folgt einem Bildungsgesetz, das ihre tatsächliche Geschichte verschleiert und sie älter erscheinen lässt, als sie tatsächlich ist (Dequin³¹).
- Buddhistische Traditionen Ostirans, wo sich der Islam wesentlich herausgebildet hat, sind sowohl dogmatisch (Übereinstimmung von Form und Inhalt im Glauben, Negierung des Willens), institutionell (Medrese) als auch in Einzelheiten (Daten aus dem Leben des arabi-

schen Propheten, Name seiner Tochter Fatima) in den Islam eingegangen (Groß³², Dequin³³).

- Araber als Nachkommen Ismaels sind eine Erfindung des Flavius Josephus; auch in säkularer Geschichtsschreibung gibt es nur biblisch beeinflusste Abstammungserzählungen der Araber auf Grundlage der griechischen Ethnographie (Kerr³⁴).
- Eine „islamische“ Eroberung Spaniens im Jahre 711 lässt sich weder aus zeitgenössischen Quellen, noch aus dem archäologischen Befund, oder aus späteren erzählenden Chroniken rekonstruieren; es ist davon auszugehen, dass die tatsächlichen Ereignisse wesentlich anders verlaufen sind als die Traditionsliteratur sie behauptet (Thomas³⁵).

Literatur

²⁸ Raymond Dequin, Das Leben des Abū Muslim und die Lebensbeschreibung des arabischen Propheten – Mit neuen Ansätzen für das Verständnis der islamischen Traditionsliteratur, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion IV - Mohammed - Geschichte oder Mythos? (= *Inārah* 8), S. 207–95, Tübingen und Berlin 2017.

²⁹ Raymond Dequin, Der arabische Prophet als ein neuer Moses - Anhaltspunkte aus der Frühzeit des islamischen Kalenders, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion IV - Mohammed - Geschichte oder Mythos? (= *Inārah* 8), S. 297–329, Tübingen und Berlin 2017.

³⁰ Sven Kalisch, Anmerkungen zum isnād - Ein Beitrag zum Verständnis islamischer Geschichtskonstruktion, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion III - Die heilige Stadt Mekka - eine literarische Fiktion (= *Inārah* 7), S. 292–347, Tübingen und Berlin 2014.

³¹ Raymond Dequin, Das Leben des Abū Muslim und die Lebensbeschreibung des arabischen Propheten – Mit neuen Ansätzen für das Verständnis der islamischen Traditionsliteratur, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion IV - Mohammed - Geschichte oder Mythos? (= *Inārah* 8), S. 207–95, Tübingen und Berlin 2017.

³² Markus Groß, Frühislam und Buddhismus. Neue Indizien, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Vom Koran zum Islam - Schriften zur frühen Islamgeschichte und zum Koran (= *Inārah* 4), S. 347–96, Tübingen und Berlin 2009.

³³ Raymond Dequin, Das Leben des Abū Muslim und die Lebensbeschreibung des arabischen Propheten – Mit neuen Ansätzen für das Verständnis der islamischen Traditionsliteratur, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion IV - Mohammed - Geschichte oder Mythos? (= *Inārah* 8), S. 207–95, Tübingen und Berlin 2017.

³⁴ Robert M. Kerr, Die blauen Blumen von Mekka - Von Ismaels Stadt zum Heiligtum der Ismaeliten, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion III - Die heilige Stadt Mekka - eine literarische Fiktion (= *Inārah* 7), S. 52–174, Tübingen und Berlin 2014.

³⁵ Johannes Thomas, Frühe spanische Zeugnisse zum Islam. Vorschläge für eine differenzierte Betrachtung der Konflikte und der religiösen Gemeinsamkeiten zwischen dem Osten und dem Westen des arabischen Reiches, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Schlaglichter - Die beiden ersten islamischen Jahrhunderte (= *Inārah* 3), S. 93–186, Tübingen und Berlin 2008. Derselbe, Araboislamische Geschichtsschreibung und ihre Auswirkungen auf Geschichtsbilder von al-Andalus (8. Jh.) - Quellen- und Tradentenprobleme, fiktionale Geschichte bei Ibn 'Abd al-Hakam und das Märchen von den arabischen Stammesfehden, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion I * Von der koranischen Bewegung zum Frühislam (= *Inārah* 5), S. 140–232, Berlin und Tübingen 2010. Derselbe, Al-Andalus: Historiographie und Archäologie, in: Markus Groß und Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.), Die Entstehung einer Weltreligion IV - Mohammed - Geschichte oder Mythos? (= *Inārah* 8), S. 547–635, Tübingen und Berlin 2017.

- Karl-Heinz Ohlig, Gerd-Rüdiger Puin (Hrsg.): Die dunklen Anfänge – Neue Forschungen zur Entstehung und frühen Geschichte des Islam. (= Inârah. 1). Verlag Hans Schiler, Berlin 2005, ISBN 3-89930-128-5.
- Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.): Der frühe Islam – Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen. (= Inârah. 2). Verlag Hans Schiler, Berlin 2007, ISBN 978-3-89930-090-1.
- Markus Groß, Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.): Schlaglichter – Die beiden ersten islamischen Jahrhunderte. (= Inârah. 3). Verlag Hans Schiler, Berlin 2008, ISBN 978-3-89930-224-0.
- Markus Groß, Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.): Vom Koran zum Islam – Schriften zur frühen Islamgeschichte und zum Koran. (= Inârah. 4). Verlag Hans Schiler, Berlin 2009, ISBN 978-3-89930-269-1.
- Markus Groß, Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.): Die Entstehung einer Weltreligion I – Von der koranischen Bewegung zum Frühislam. (= Inârah. 5). Verlag Hans Schiler, Berlin 2010, ISBN 978-3-89930-318-6.
- Markus Groß, Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.): Die Entstehung einer Weltreligion II – Von der koranischen Bewegung zum Frühislam. (= Inârah. 6). Verlag Hans Schiler, Berlin 2011, ISBN 978-3-89930-345-2.
- Markus Groß, Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.): Die Entstehung einer Weltreligion III – Die heilige Stadt Mekka – eine literarische Fiktion. (= Inârah. 7). Verlag Hans Schiler, Berlin 2014, ISBN 978-3-89930-418-3.
- Markus Groß, Karl-Heinz Ohlig (Hrsg.): Die Entstehung einer Weltreligion IV – Mohammed – Geschichte oder Mythos? (= Inârah. 8). Verlag Hans Schiler, Berlin 2017, ISBN 978-3-89930-100-7.

Weblinks

- www.inarah.de
- www.imprimatur-trier.de

*Wikipedia-Artikel, Stand vom 17.04.2018.
Am 8. Februar 2018 von Raymond Dequin,
Quito, angelegt.*

Der Bericht in Wikipedia soll um einen Hinweis erweitert werden:

Karl-Heinz Ohlig

Neue Tagung zur Islamforschung

Das fünfte Symposium von Inârah

Vom 08.03. bis zum 11.03.2018 führte Inârah, zusammen mit der Arbeitsstelle für Religionswissenschaft an der Universität des Saarlandes, ein internationales und interdisziplinäres Symposium an der Europäischen Akademie in Otzenhausen durch. Die Tagung war aus Sicherheitsgründen nicht öffentlich, nur geladene Gäste – etwa 80 Teilnehmer – waren zugelassen.

Der enge Zeitrahmen machte es nötig, die Zahl der Wissenschaftler, die ihre Forschungen in einem Referat vorstellen konnten, auf zwanzig zu beschränken. Resultat war, wie immer, ein sehr dichtes und anstrengendes Programm. Die Beiträge werden, nach einer nochmaligen Bearbeitung durch die Autoren, im kommenden Jahr in einem Sammelband im Hans Schiler Verlag, Berlin, publiziert.

Inârah konnte seit mehr als einem Jahr einen „Forschungsassistenten“ gewinnen, Herrn Dr. Robert Martin Kerr (Brüssel). Herr Kerr hat die neue Tagung weitgehend konzipiert und organisiert.

Obwohl das Symposium grundsätzlich deutschsprachig sein sollte, wurde eine Reihe von Vorträgen von Referenten aus anglo- oder frankophonen Ländern in französischer oder englischer Sprache präsentiert. Herr Kerr hat schon vor der Tagung eine bebilderte Broschüre zusammengestellt, in denen die Autoren in aller Kürze ihre Thesen vorstellen konnten.

Wie in den vorherigen Symposien kreisten die Referate um zwei aufeinander folgende Problembereiche: „I. Zur Eigenart und Überlieferung des Koran“ und „II. Zur Religions- und Frühgeschichte des Islam“. Weil die grundlegenden Traditionen und Fragen schon in den vorherigen Symposien erörtert und in 8 Sammelbänden publiziert wurden und deren Ergebnisse einem weit-

gehenden Konsens entsprachen, standen dieses Mal eine Reihe von spezielleren, aber ebenso wichtigen Themen in Vordergrund, deren Klärung sowohl für das Verständnis des Koran wie der Entstehung und Ausbildung des Islam unverzichtbar und weiterführend sind – eine wichtige Erweiterung der historisch-kritischen Erkenntnisse. Sie im Einzelnen darzustellen, ist an dieser Stelle nicht möglich.

Insgesamt wurde die Veranstaltung von den Teilnehmern – Gästen und Referenten – sehr positiv bewertet. Wichtig war auch das gegenseitige Kennlernen und die Kommunikation der Forscher, die ansonsten oft isoliert und in weiten Teilen der Welt verstreut leben.

Anmerkung der Redaktion:

Kriege brechen nicht einfach aus, Einsätze von Massenvernichtungswaffen werden nicht einfach geflogen – sie beginnen immer in den Köpfen der Menschen.

Wer sich den Kriegstreibern in den Weg stellt und über Religionsgrenzen hinweg für den Frieden eintritt, der kann meist auch von dramatischen Momenten der Ohnmacht und der Verzweiflung berichten.

Die Lebensgeschichte der deutschen Jüdin Clara Immerwahr und ihre Jahre an der Seite des gewissenlosen Giftgas-Fetischisten Fritz Haber sprechen Bände. Jörn Heher, der Autor unseres Immerwahr-Porträts, ist Arzt in Tübingen und als Friedensaktivist seit vielen Jahren Mitglied der Vereinigung „Internationale Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges“ (IPPNW)

Jörn Heher

Clara Immerwahr – ein Aufschrei

Der Name Clara Immerwahr führt an den Beginn der Geschichte von Massenvernich-

tungsmitteln und in eine damals neue Dimension der Frage nach Verantwortung von WissenschaftlerInnen und Technikern. Das Leben von Clara Immerwahr entzieht sich in besonderem Maße plakativer Darstellung.

Geboren am 21. Juni 1870, wird Clara Immerwahr eine begeisterte und talentierte Forscherin. Sie promoviert 1900 als erste Frau an der Universität Breslau "magna cum laude" im Fach Physikalische Chemie. In dieser Zeit als Frau studiert zu haben, verrät Zivilcourage. Viele Professoren sind Gegner des Frauenstudiums, das Verbindungswesen bestimmt das Leben der Studenten. Bei ihrer Arbeit über elektrische Messungen an Schwermetallsalzen zeigt sich ihre hohe Begabung. Ihr Selbstbewusstsein als Naturwissenschaftlerin wächst. Fachliche Dispute mit höhergestellten Kollegen, die nicht selten autoritär statt wissenschaftlich argumentieren (und gleichwohl große Karrieren machen werden), bleiben nicht aus. Clara Immerwahrs Umgang damit ist elegant und kollegial. Eine Reihe ihrer Arbeiten erscheint in Fachzeitschriften.

Als sie 1901 mit Fritz Haber die Ehe eingeht, trachtet sie, Ehe und Forschung miteinander zu vereinbaren. Ihre eigene wissenschaftliche Arbeit wird jedoch weitgehend verhindert. Von Mann und Gesellschaft wird sie massiv in die damalige Frauenrolle gedrängt.

Rückblickend (1909) schreibt sie: "Es war stets meine Auffassung vom Leben, daß es nur dann wert gewesen sei, gelebt worden zu sein, wenn man alle seine Fähigkeiten zur Höhe entwickelt und möglichst alles durchlebt habe, was ein Menschenleben an Erlebnissen bieten kann. Und so habe ich damals schließlich auch mit unter dem Impuls mich zur Ehe entschlossen, daß sonst eine entscheidende Seite im Buch meines Lebens und eine Seite meiner Seele brachliegenbleiben würde. Der Aufschwung, den ich davon hatte, ist aber sehr kurz gewesen ..." Gegen Ende 1901: "Ich arbeite jetzt jeden Nachmittag im Institut und lese Manuskripte und mache Zeichnungen dazu. Jetzt geht es mir wieder viel besser."

"Darin haben Herr Professor wohl recht, daß ich eine unglückselige Weichheit besitze, die mir alles schwerer macht als es

anderen Leuten fällt. Mir scheint aber, daß ich das nicht ändern kann, und Sentimentalität ist es jedenfalls nicht, weil ich jederzeit innerlich noch tiefer fühle, als ich es öffentlich zu erkennen gebe", schreibt Clara Immerwahr 1900 über sich. Ihre große Sensibilität wird ihr in den Auseinandersetzungen mit Fritz Haber jedoch zum Verhängnis und von der Nachwelt als Lebensuntüchtigkeit missdeutet. Sie versucht, der Frauenrolle gerecht zu werden und ihrem Mann "den Weg zu ebnen". Dazu gehört das Ausrichten der zahlreichen Tischgesellschaften ihres Mannes, die sein Ansehen und seine Kontakte fördern. Zu den wissenschaftlichen Arbeiten Habers trägt sie fachlich bei, ohne darin erwähnt zu werden. Am 1. Juni 1902 kommt nach schwerer Schwangerschaft Sohn Hermann zur Welt.

Fritz Haber, Hilfsassistent für Gasanalyse mit nur mittelmäßiger Promotion, steigt derweil langsam, dann immer steiler auf. Er wird zum "Vater des Gaskrieges".

Nach einem Jahr als ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe macht er 1907 seine Entdeckung zum Ammoniakgleichgewicht (für die er 1918 den Nobelpreis erhält). Er festigt in der Folgezeit die gesuchte Nähe zur chemischen Industrie, welche schon damals beginnt, Forschung mehr und mehr zu ihrem Monopol zu machen. 1911 wird er Direktor des Instituts für Physikalische Chemie und Elektrochemie der "Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft" (Vorläufer der heutigen MaxPlanck-Gesellschaft) in Berlin und erhält den Titel "Geheimrat".

Zwischen 1909 und 1912 entwickelt Carl Bosch bei BASF die großtechnische Ammoniaksynthese aus der Luft (Haber-Bosch-Verfahren, "Stickstoffgewinnung aus der Luft"), und damit eine neue Grundlage der deutschen Produktion sowohl für Düngemittel als auch für Sprengstoff, die bis dahin von Salpeter aus Chile abhängig ist. Bereits 1913 läuft die erste Anlage in Oppau/Ludwigshafen an. Später folgen weitere bei Leuna, wo auch die Buna-Werke zur Herstellung synthetischen Kautschuks angesiedelt werden. Schon im Herbst 1914 hatte die deutsche Sprengstoffindustrie keinen Chile-Salpeter mehr und hätte vor der Kapitulation gestanden.

Clara Immerwahr versucht bei aller Loyalität zu ihrem Ehemann, eigene Wege zu gehen: Sie benutzt abweichend von dem, was von einer Frau Geheimrat erwartet wird, eigenes Briefpapier und vernachlässigt hin und wieder die Tischgesellschaften ihres Mannes. Sie hält Vorträge über "Chemie und Physik im Haushalt" vor Frauen in Arbeiterbildungsvereinen, den Vorläufern der heutigen Volkshochschulen. In privaten Briefen äußert sie sich deutlich antimilitaristisch.

"Die Wehrkraft und die Wissenschaft sind die beiden starken Pfeiler der Größe Deutschlands...", mit diesen Worten in einer Denkschrift an den Kaiser hatte Adolf von Harnack, dann langjähriger Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, deren Gründung vorgeschlagen. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs stellt sich das von Haber geleitete Institut mit überschwänglichem Patriotismus in den Dienst des Vaterlandes.

Habers Sohn aus zweiter Ehe schreibt später: "In Haber fand die Oberste Heeresleitung einen brillanten Geist und einen extrem energischen, entschlossenen und vielleicht auch skrupellosen Organisator... Er verkörperte den romantischen, quasiheroischen Aspekt des deutschen Chemikers, wo Nationalstolz mit purem Wissenschaftsfortschritt und dem utilitaristischen Fortschritt der Technik vermischt wurden... Er war Preuße mit unkritischer Akzeptanz der Staatsweisheit ..., ehrgeizig, erfolgssüchtig."

Obwohl er Kriegsfreiwilliger war und bereits mit 20 gegen den Willen seines Vaters (die Mutter war kurz nach seiner Geburt gestorben) zum Protestantismus konvertiert hatte, war Haber als Jude der Aufstieg zum Offizier verwehrt. Erst sein Einsatz für Chemie in der Kriegsführung bringt ihn schließlich in den Rang eines Hauptmanns. Er stellt seine Forschungen vollkommen auf die Suche nach neuen Kampfgasen um und übernimmt im Laufe des Krieges als Abteilungsleiter im Kriegsministerium die wissenschaftliche Verantwortung für das gesamte Gaskampfwesen. In endlosen Tierversuchen werden Giftgase wie Chlor, Phosgen, Gelbkreuz, Blaukreuz, Grünkreuz erprobt. Eine Explosion, die Habers Assistenten Prof. Sackur tötet, macht beinahe die strenge Geheimhaltung zunichte.

Clara Immerwahr-Haber versucht einerseits, ihrem Ehemann gegenüber loyal zu sein, kann aber den Konflikt zwischen seiner und ihrer eigenen Auffassung von Wissenschaft schließlich nicht unterdrücken. Im Januar 1915 begleitet sie Haber nach Köln, wo nahe der Westfront freiwillige Soldaten (meist Abiturienten) für den Gaskrieg ausgebildet werden. In Anwesenheit der Vertreter von Wissenschaft, Industrie und Militär wendet sie sich deutlich gegen die Absichten ihres Mannes.

Deutschland gehörte zwar zu den 24 Nationen, die mit Unterzeichnung der Haager Konvention auf chemische Kampfstoffe verzichtet hatten. Aber die Aussichten auf einen Erfolg waren wohl zu verlockend, als dass man sich von der Konvention hätte zurückhalten lassen. Haber: "Mit der völkerrechtlichen Zulassung von Gaswaffen bin ich niemals befasst worden."

Ende Januar 1915 sind die Laboruntersuchungen abgeschlossen; Haber treibt Anwendungstechnik und Logistik voran. Dazu wird die Zusammenarbeit verschiedener Werke organisiert. Chlorgas ist in der chemischen Industrie Ausgangsprodukt bei zahlreichen Produktionsprozessen. Es war vor dem Krieg in großen Mengen exportiert worden. Da diese Möglichkeit nun im Kriege entfällt, ist der Industrie, deren Lage nach dem Exportausfall ohnehin durch Überkapazität gekennzeichnet ist, eine neue Verwendung in jedem Fall hoch willkommen. Jegliches finanzielle Risiko lässt sie sich dennoch vom Staat mehrfach absichern. Im Frühling sind schließlich alle Voraussetzungen geschaffen, um eine Offensive zu wagen. Haber ist sicher, dass der Angriff vernichtende Folgen beim Feind haben werde, und drängt die Oberste Heeresleitung, die Gelegenheit für einen Frontdurchbruch zu nutzen. Diese weigert sich jedoch, in dem Vorhaben mehr als ein Experiment zu sehen, und beordert nur eine Kompanie zur Unterstützung des Unternehmens.

Ein Offizier später über Haber: "In glühendem Patriotismus bewies er bei der Erprobung der chemischen Massenvernichtungsmittel Kaltblütigkeit, Unerschrockenheit und Todesverachtung. Die organisatorische Tätigkeit des Hauptmanns Haber umfaßte die Prüfung und Auswahl der für den chemischen Krieg in Betracht gezogenen Gase,

Gifte und Reizstoffe, die Bestellung und namentlich die Ermöglichung der Fabrikationen durch die Firmen der chemischen Großindustrie, die Verteilung und Transporte, die Anpassung und Entwicklung der Kampftechnik. Er vermochte sich persönlich den Traditionen des Offizierskorps und des Heeres so einzufügen, daß die Anwendung neuer und traditionswidriger Kampfmethoden sich in größerem Maßstab durchzusetzen vermochte. Die Gaskampfstofffüllung der Artilleriegeschosse entwickelte sich zu solcher Bedeutung, daß sie auf deutscher Seite am Kriegsende mehr als ein Viertel der Artilleriemunition ausmachte."

An einem Abschnitt der Westfront bei Yperes (Ypern) in Belgien befehligt Fritz Haber persönlich am Nachmittag des 22. April 1915 den Einsatz des Chlorgases. Es wird aus 5000 Stahlzylindern in die Luft geblasen, flankiert von 15-Zentimeter-Gasgranaten. Die Wirkung ist verheerend. 15.000 Engländer und Franzosen bei Langemarck werden fast schutzlos überrascht, 1.000 - 4.000 sterben sofort. Haber ist verbittert, dass die Heeresleitung den Erfolg nicht nutzt: Auf sechs Kilometern steht nichts mehr zwischen den deutschen Truppen und den ungeschützten französischen Kanalhäfen direkt gegenüber von England.

Die deutsche Presse ist begeistert. So berichtet die Zeitschrift "Die Hilfe" in ihrer "Kriegschronik" unter Freitag, 23. April: "Großer Sturm in der Nähe von Ypern... Mindestens 1600 Franzosen und Engländer gefangen. 30 Geschütze, darunter vier schwere englische, fielen in deutsche Hände. Das ist doch einmal ein richtiger Bissen!" Unter Sonnabend, 24. April: "Der Erfolg des Sturmes bei Ypern ist noch etwas größer geworden: 2470 Gefangene und 35 Geschütze. Die Gegner beschwerten sich sehr über deutsche Rauchgeschosse, als ob sie nicht selbst jedes Mittel benutzten, das sie erlangen können. Chemisch freilich werden wir ihnen wohl über sein." Und unter Montag, 26. April: "Das Tagesgespräch sind die 'deutschen Dämpfe' bei Ypern. Es soll sich also um Chlordampf handeln; genauere Analyse fehlt, bis sie von den armen Opfern des Schnupfenqualms selber gemacht wird. Soviel wir hören, geschieht gar nichts Lebensgefährliches, sondern nur ein häßlicher Zustand von etwa 4 Stunden.... Die Engländer sind rührende Gesellen: set-

zen alles daran, uns in den scheußlichsten Tod der Heimatbevölkerung hineinzutreiben, und lamentieren nun über etwas geschwollene Schleimhäute. Und nachdem sie die Völkerrechtsbeschlüsse nicht unterschrieben haben, verlangen sie, daß wir sie halten sollen. Gut Dampf!"

Die gehobene Berlin-Dahlemer Gesellschaft, zu der Namen wie Meitner und Hahn gehören, feiert Fritz Haber nach dessen Rückkehr von der Westfront am 1. Mai 1915 ausgelassen mit Sekt, zumal seine Beförderung in den Offiziersrang (Hauptmann) bevorsteht. Berichte darüber legen nahe, dass Haber sich dabei köstlich amüsiert, obwohl er am nächsten Tag an die Ostfront aufbrechen will, um einen noch größeren Giftgaseinsatz vorzubereiten.

Am 2. Mai 1915, dem Morgen des Tages seiner Abreise dorthin, nimmt sich Clara Immerwahr mit der Dienstwaffe ihres Mannes das Leben. Der erste, ein Probeschuss, geht in die Luft, der zweite gezielt in ihr Herz. Sie setzt damit ein Fanal, Gipfelpunkt einer langjährigen Auseinandersetzung und eines Streits, in dem Fritz Haber seiner Frau Landesverrat und eine antimilitaristische Einstellung vorwarf. Haber lässt sich dennoch nicht von seinem Vorhaben an der Front abhalten, obwohl ihm durchaus Fronturlaub zugestanden hätte. Der zwölfjährige Sohn bleibt bei der toten Mutter zurück.

Der damals in der Schweiz lebende Chemiker Prof. Hermann Staudinger (Nobelpreisträger 1953) äußert sich zur gesellschaftlichen Verantwortung der Naturwissenschaftler. Er wirft Haber moralische Verantwortungslosigkeit vor. Haber entgegnet mit dem Vorwurf schweren Vaterlandsverrats. Später prägt Morris Gorans zu Fritz Haber den Begriff "Eine Perversion der Wissenschaft".

Clara Immerwahrs Suizid wird in der Folgezeit als depressive Verzweiflungstat einer erblich vorbelasteten Frau hingestellt. Eine Reihe von Informationen werden offenbar von langem Arm zurückgehalten oder vernichtet. Es gibt keine Meldung in den Tageszeitungen, es findet sich kein Sektionsprotokoll. Vor allem aber ist ein zu erwartender Abschiedsbrief nicht auffindbar. Clara Immerwahrs Leben, ihre Auffassung

von Wissenschaft, ihre Haltung und ihr Tod werden der Verdrängung unterworfen.

Der zweite Gasangriff in Galizien bei Kowno fordert 6.000 Tote. Haber treibt die Gaseinsätze voran und fordert in geheimen Besprechungen vermehrte Anstrengungen von den Industrieunternehmen wie BASF und Bayer. 1917 heiratet er seine zweite Frau Charlotte. Die medizinische Fakultät der Universität Halle-Wittenberg verleiht Fritz Haber die Ehrendoktorwürde "wegen der hohen Wertschätzung seiner Leistungen". 1918 flüchtet er aus begründeter Furcht, als Kriegsverbrecher verurteilt zu werden, für einige Zeit in die Schweiz und erhält im selben Jahr den Nobelpreis zugesprochen, den er 1919 entgegennimmt. Es folgen u.a. Versuche, die im Meerwasser gelösten Spuren von Gold großtechnisch zu gewinnen, um Deutschland in den Stand zu versetzen, seine Reparationszahlungen zu leisten. Das Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin leitet er bis 1933, ein Jahr vor seinem Tode. In seinem Abschiedsbrief an die Mitarbeiter schreibt er: "Das Institut ist unter meiner Leitung 22 Jahre bemüht gewesen, im Frieden der Menschheit und im Kriege dem Vaterland zu dienen. Soweit ich das Ergebnis beurteilen kann, ist es günstig gewesen und hat dem Vaterland wie der Landesverteidigung Nutzen gebracht."

Clara Immerwahr ist weder eine Heldin noch Friedenskämpferin im heutigen Sinn. Mit der ihr eigenen Sanftmut stand sie dem erdrückend nationalen Zeitgeist und dem militärisch-patriarchalen Selbstverständnis im wilhelminischen Kaiserreich fast wehrlos gegenüber. Als die zerstörerischen und menschenverachtenden Konsequenzen unter Kriegsbedingungen immer offener wurden, waren der eigene Tod persönliche Verweigerung und verzweifelter Versuch, einzugreifen. Die extreme Isolation, in der sie sich - zumal in Berlin-Dahlem - befand, die Unmöglichkeit über die Probleme ihrer Situation zu sprechen, lassen sich aus den vertrauensvollen brieflichen Mitteilungen an ihren Doktorvater Prof. Richard Abegg erschließen, der sich freilich häufiger zur Teilnahme an Militärübungen begibt und 1910 mit einem Gasballon aus großer Höhe abstürzt.

Passagen von 1909 mit einer Kritik am Wissenschaftlertum, die allzu aktuell geblieben ist, erschließen ihr eigenes Ver-

ständnis davon: "Was Fritz in diesen 8 Jahren gewonnen hat, das - und mehr - habe ich verloren, und was von mir übriggeblieben ist, erfüllt mich selbst mit der tiefsten Unzufriedenheit... Und ich frage mich, ob denn die überlegene Intelligenz genügt, den einen Menschen wertvoller als den anderen zu machen... Mein Verhältnis zu dem Kinde steht auf einem andren Blatt, und wenn es auch durch die Quälerei mit der anstrengenden Pflege immerfort beschattet wird, so ist das wesentliche daran doch sehr in Ordnung... Wollte ich selbst noch mehr von dem bißchen Lebensrecht opfern, das mir hier in Karlsruhe geblieben ist, so würde ich Fritz zum einseitigsten, wenn auch bedeutendsten Forscher eintrocknen lassen, den man sich denken kann. Fritzens sämtliche menschliche Qualitäten außer dieser einen sind nahe am Einschrumpfen und er ist sozusagen vor der Zeit alt..."

Dass Clara Immerwahr selbst unter Frauen ihre Isoliertheit nicht durchbrechen konnte, wird aus Folgendem verständlich: Ein internationaler Frauenkongress in Den Haag mit 2000 Teilnehmerinnen, darunter u.a. bekannte Namen aus Deutschland (Anita Augspurg, Gustva Heymann, Ida Jans, Helene Stöcker), beschließt am 28. April 1915 Resolutionen gegen den Krieg und gegen Waffenlieferungen, für Völkerverständigung und Kindererziehung im pazifistischen Sinn. Eine Stellungnahme, dass in Zukunft alle Völkerstreitigkeiten "schiedlich-friedlich geschlichtet" werden müssten (Frau Schwimmer aus Ungarn: "Fort mit den Armeen und der Marine!") scheitert am Protest der deutschen Delegation: Sie hätten "nichts gegen Heer und Flotte sagen" wollen.

Schon im Vorfeld des Kongresses hatte freilich der "Bund deutscher Frauenvereine" seine Teilnahme "selbstverständlich in unterschiedener Form" abgelehnt: "Sollen die Frauen den Männern, die ihre nationale Pflicht tun, in den Rücken fallen mit pathetischen Erklärungen über den 'Wahnsinn', in dem sie befangen sind? Nur eine ungreifliche Gefühlsverwirrung kann eine solche innere Loslösung der Frauen von der Aufgabe ihres Vaterlandes vollziehen."

Benno Rech

Ludwig Harig, ein Freund von imprimatur, ist gestorben.

Nachruf

Ludwig Harig gilt als großer Poet.

Ulrich Greiner schrieb vor 10 Jahren in der ZEIT „Unsere großen Alten sind nicht mehr die Jüngsten. Grass und Walser und Lenz und Harig sind um die 80. Eine literarische Epoche neigt sich dem Ende zu.“

Und Iris Radisch urteilte damals ebenfalls in der ZEIT: „Die Meisterwerke literarischen Gedächtnisses scheinen alle schon geschrieben, die großen Erinnerungsbücher der deutschen Nachkriegsliteratur, die Epochenromane von Uwe Johnson, Günter Grass, Walter Kempowski, Ludwig Harig und all den anderen, die versucht haben, ein Zeitalter in Literatur zu fassen, sind kaum zu überbieten.“

Ludwig Harig ist der Sprachkünstler unter den die Epoche der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erzählenden Autoren.

Seine Sprache ist blitzblank, von mitreißendem Rhythmus, ganz ohne Floskeln und immer mit dem Ohr geprüft. Er hat sich seine Sprache in der Abkehr von der durch die Nationalsozialisten verdorbenen Sprache durch die experimentellen Verfahren erworben, sie vom Nazi-Schwulst, falschem Pathos und fanatischen Tönen befreit.

Zum Werk des Poeten

Schon der liebe Gott hat seine Welt erzählend erschaffen. Ludwig sieht sich in dieser Hinsicht als Gottes Komplizen: „Ich kenne diese Arbeitsweise aus eigener Erfahrung.“ Das Wort ist das Handwerkszeug des Schöpfers: „Es werde ... und es ward“. Jedes Erzählen schafft eine eigene Welt. In ihr richtet sich der Autor samt seinem Leser ein. Solange Gott beim Erzählen bleibt, gelingt ihm die Schöpfung, als er aber Hand anlegt und mit dem Machen beginnt („Lasst uns den Menschen machen“), misslingt ihm die

restliche Schöpfung gründlich. Ähnlich ergeht es auch dem Dichter, wenn er nicht beim Erzählen bleibt und sich etwa zum Erklären herablässt (so Ludwig Harig in „Welterzählung“).

Was steht im Koran?

Aussagen und Übersetzungen sind oft rätselhaft und führen zu recht dunklen Bedeutungen.

Zwei kleine Texte von Manfred Kropp können die Schwierigkeiten und Fehlle-sungen verdeutlichen. Immer noch fehlt eine historisch-kritische Koran-übersetzung.

Manfred Kropp / Robert Kerr

Ein exegetischer Versuch von Koran Sure 108 „Die Fülle“ bzw. „al-Kawqar“

Diese kürzeste Sure (*sūra* „Abschnitt“) des Korans in der Übersetzung nach Hans Zirkler lautet:

Im Namen Allahs, des bi-smi llāhi r-raḥmāni
barmherzigen und gü- r-raḥīmī
tigen.

1. Wir haben dir die 'innā 'aṭaynāka
Fülle gegeben. l-kawqar^a
2. So bete zu deinem fa-ṣalli li-rabbika
Herrn und *opfere*. wa-nḥar
3. Der dich haßt, der 'innā ṣāni' aka huwa
ist des Guten be- l-'abtar^u
raubt. □

Anhand dieses sehr kurz gehaltenen Teilstückes jener Texte verschiedenster Herkunft, die dann später zum Buch „Koran“ zusammengestellt wurden, lassen sich nahezu alle Grundsätze und Methoden historisch-kritischer Textauslegung demonstrieren. Für die gängige muslimische Auffassung beziehen sich die drei Verse auf eine

Begebenheit in Muhammads Leben, der dann als der Adressat dieser gedrängten Offenbarung gilt. Der in Vers 3 genannte „dich Hassende“ (*ṣāni' aka*) ist dann in dieser Betrachtungsweise dessen Widersacher, den Gott scheinbar verflucht. Aber behandeln wir jetzt diese kurze Sure Vers für Vers, um so einige textuelle und exegetische Probleme, Pars pro toto, für das heilige Buch des Islam in seiner Gesamtheit aufzuweisen und mögliche Erklärungen zu bieten: des Öfteren sind die üblichen, in der Regel auf exegetischen Verständnissen der späteren islamischen Kommentarkultur basierenden modernen Übersetzungen lediglich Mutmaßungen bzw. freierfundene Exemplifikationen.

Über die einleitende Formel, die *Basmala*, die im Koran mit der Ausnahme der ersten Sure eigentlich nicht als Vers gezählt wird, wäre viel zu sagen. Für Muslime ist strittig, ob diese Formel bei allen Suren zum geoffenbarten Text gehört, oder eine als notwendig geachtete Einleitungsformel - Zugabe der späteren Redaktoren - beigegeben wurde. *Bismi*, wörtlich „im Namen“, hier etwa wie *in nomine Dei*, ist eine weitverbreitete Formel und keinesfalls spezifisch islamisch. Die zwei schmückenden Adjektive *r-raḥmāni r-raḥīmī* beim Gottesnamen „Al-lāh“ sind ebenfalls vorislamischer, christlicher und jüdischer („Ha-Rachaman“) Herkunft (urspr. „Gebärmutter“ = griech. τὰ σπλάγχνα), die Gotteseigenschaften angeben, sie gehen letztlich auf Gotteseutheta im Alten Testament (s. z.B. Psalm 25,6; 40,11 „Du aber, Herr, wollest deine Barmherzigkeit (*rahmēkā*) von mir nicht wenden; lass deine Güte und Treue allewege mich behüten“) zurück. Was aber den koranischen Gottesnamen *Allāh* selber angeht: man soll ihn nicht übersetzen, trotz des Einwands, es handle sich doch bei Muslimen, Juden und Christen, die an einen Gott glauben, um den gleichen Gott. Dies aber ist evident ein logischer Trugschluss: wenn drei an einen von ihnen definierten und gleich benannten Sachverhalt glauben, ist damit nicht gesagt, dass es sich dabei auch um nur einen und den gleichen Sachverhalt handelt.

In den ersten zwei Versen wird der Angesprochene in dem gebräuchlichen islamischen Verständnis an von Allāh erwiesene Wohltaten (Vers 1) und daraus erwachsene

(Vers 2) Pflichten erinnert. Fast alle nicht-muslimischen Erklärungen folgen kritiklos diesem überlieferten Muster. Die zugrundeliegende exegetische Arbeitsweise versucht, wo immer dies möglich ist, in koranischen Sätzen einen Bezug auf die hypostasierte Gründungsfigur des Islams, d.h. Muhammad, und vorgebliche Geschehnisse in seinem Leben im Sinne der „Anlässe der Offenbarung“ (*Asbāb an-nuzūl*) zu sehen. In anderen Worten, eine Prophetenbiographie wird in den koranischen Text hineingelesen.

Obwohl dieses Verständnis dieser Verse sich allmählich gemeinhin durchgesetzt hat, beruht es letztendlich auf unbegründbaren Annahmen, da die drei Schlüsselbegriffe, worauf diese Interpretation beruht, nämlich *al-kawtar* (gewöhnlich „die Fülle“), *nḥar* (gew. Imperativ sing. „opfere“) und *al-abtar* (gew. wortwörtl. „der Abgeschnittene“) nur hier im Koran belegt sind (sog. Hapaxlegomena). Ihre eigentlichen Bedeutungen sind von daher nur schwer zu bestimmen, und unterschiedliche Erklärungen, meistens ohne sprachwissenschaftliche Unterbauung, finden sich in der Kommentarliteratur. *Kawtar* in Vers 1 wird entweder als „Fülle“ gedeutet, oder aber als ein Eigenname verstanden. Im ersten Fall – nach der muslimischen Überlieferung sind auch alle göttlichen Gaben gemeint, insbesondere jedoch die Offenbarungen, aus denen der Koran besteht – hätte das Wort dann aber eine ungewöhnliche sprachliche Form, da dieses Substantiv im Arabischen, im Koran übrigens gut bezeugt, *kathīr* heißt – der Doppellaut *-au-* (vgl. deutsch ‚Daum‘ vs. ‚Damm‘) bleibt ohne gute Erklärung. Die zweite Deutung erfolgt gemäß dem ‚bewährten‘ Erklärungsmuster: „Kannst du das Wort nicht verstehen oder deuten, dann ist es ein Eigenname“. In dieser Erklärung, die besonders in verschiedenen Hadithen, also in Aussprüchen, die dem Propheten Mohammed zugeschrieben werden, ausgiebig behandelt wird, wird das Wort als der Name eines der Flüsse des Paradieses bzw. dessen Born verstanden, zu dem die gläubigen Muslime am Tag des Jüngsten Gerichts geführt werden. Das letzte ungewöhnliche arabische Wort *al-abtar*, vielleicht wörtlich „abgeschnitten“, also entweder von der Güte Allāhs oder – ohne dabei näher auf die gemeinte Beleidigung einzugehen – von Nachkommenschaft

(bzw. nach der Übersetzung van Paret „schwanzlos“). Wie das „opfern“ (*nḥar*) im Lichte islamischer Orthopraxie zu verstehen wäre, bleibt obskur.

Eine der kritischen Richtungen wissenschaftlicher Koranforschung versucht, die koranischen Texte als allgemeine religiöse Aussagen zu verstehen. In diesem Falle wäre der Ausdruck „der dich hasst“ eine vielgebrauchte Beschreibung des Teufels, des Menschenfeindes und Menschenhassers schlechthin. So könnte man hier die direkte Rede Gottes als die Antwort auf ein Bittgebet auffassen, was sofort klar wird, wenn man dieses Gebet formuliert. Dieses Erklärungsverfahren ist bei koranischen Texten besonders erfolgreich. Damit kann man die zahlreichen und oft verwirrenden Wechsel von Sprechendem, Angesprochenem und Besprochenem oft in eine eindeutige Gesprächssituation bringen. Das in der Vorstellung vorausgehende Bittgebet lautet ungefähr so – es klingt übrigens auch in Arabisch gut und authentisch:

1. Gib mir, (o Herr) *al-kawtar*! [vgl. z.B. Ps 16,11!]
2. Dann will ich Dich, meinen Herrn, segnen /preisen und Opfer schlachten (*nḥar*) [vgl. z.B. Ps 54,6!]
3. Und der mich hasst, soll „abgeschnitten“ (*al-abtar*) sein! [vgl. z.B. Ps 18,40!]

Obwohl in dieser Umformung ein scheinbar gutlaufender sowie verständlicher Text dargeboten wird, steht oder fällt sie mit der Deutung und der Lesart der drei fraglichen Wörter *kawtar*, *nḥar* und *al-abtar*, die hier im herkömmlichen Verständnis manifest unzusammenhängend auftreten. Diese exegetische Methode macht deutlich, wie problematisch die gängigen Interpretationen sind – solange diese drei Schlüsselbegriffe ohne nachvollziehbare Bestimmungen bleiben, entzieht sich diese Sure der Verständlichkeit.

Als nächster exegetische Schritt, da diese drei Lexeme auch in der islamischen Tradition morphophonetisch nicht arabisch zu deuten sind, kann man

a) vergleichend sprachwissenschaftlich bei verwandten Sprachen, besonders aber dem Syro-Aramäischen, die Hauptquelle für lexikalisches Lehngut im Koran, nachschauen. Außerdem,

b) weil die Orthographie der frühen Korane die mitlautunterscheidenden diakritischen Punkte nicht verwendeten, diese also sekundär sind, kann als nächster Schritt, wenn auch in der gegenwärtigen Forschung umstritten, der Versuch gemacht werden, diese Worten ohne bzw. mit anderer Punktierung zu lesen. Auf die vielen dazu notwendigen „linguistisch-alepharistischen“ Einzelheiten, wie etwa das Versetzen von Lesepunkten und Austausch von (ebenfalls erst später zugefügten) Vokalen, kann hier nicht ausführlich eingegangen werden.

1) *Kawtar* wäre dann eine aramäische Entlehnung von *kuttārā* (konsonantisch *kwtr*, also entsprechend der hier bezeugten arabischen Form كوتر) „Dauer; Standhaftigkeit“;

2) *nahara* (ن-ح-ر) wird als Syrisch *ngar* (in arabischer Schrift ن-ح-ر – beide haben dasselbe Konsonantenskelett [rasm], nämlich ن-ح-ر) gelesen „beharrlich, standhaft sein“;

3) Aus *abtar* (ا-ب-ت-ر) wird *atbar* (ا-ت-ب-ر); wiederum ohne Diakritika sind beide identisch: (ا-س-ر) von einer im Koran öfters gebrauchten, wohl aramäischen Lehnwurzel „ganz und gar zerschmettert, vernichtet, ruiniert“ oder die im Koran ebenfalls bezeugte arabische Form dieser Wurzel *tbr*-ت-ب-ر (ebenfalls wenn ohne Punkte geschrieben identisch), ا-ت-ب-ر.

Der rekonstruierte Text, den wir hier als Kontrast mit der traditionellen Lesung wiedergeben, würde demnach lauten:

Kropp	Zirker
1. Wir haben dir <i>Standhaftigkeit</i> gegeben!	Wir haben dir die <i>Fülle</i> gegeben.
2. So bete in <i>Beharrlichkeit</i> zu deinem Herrn!	So bete zu deinem Herrn und <i>opfere</i> .
3. Wahrlich der dich Hassende (scil. der Teufel), wird <i>zerschmettert</i> !	Der dich haßt, der ist des Guten <i>beraubt</i> . □

Bzw. lese das erste Wort im 3. Vers als *أَنَّ* *anna* und nicht als *إِنَّ* *inna* « Dass wahrlich der dich hassende zerschmettert wird ».

Wenn man mit in der Koranwissenschaft kontroversieren, jedoch in der übrigen Textkritik etablierten Methoden arbeitet, wird, wie in diesem Falle ersichtlich, der Text besser verständlich. Um dem Vorwurf zu-

vorzukommen, wir hätten eine Interpretation dem Text auferlegt bzw. hineingelesen, soll hier gesagt werden, dass syro-aramäische Lehnwörter im Koran allgegenwärtig sind, aramäisch war immerhin nebst griechisch die Kultursprache der Araber in der Spätantike, und der Text jetzt sowohl grammatikalisch wie auch inhaltlich besser. Der Leitgedanke dieser Sure ist dann die Beharrlichkeit im Gebet mitsamt geduldigem Gottesvertrauen, ein im Koran viel vorkommendes Motiv, meistens mit dem arabischen Verbum *ṣabara* (Nomen *ṣabr*) „geduldig beharren, durchhalten, persistieren“ angegeben, so z.B. hier in einigen Beispielen:

2,45

„Und sucht Hilfe in Geduld und Gebet; und das ist freilich schwer, es sei denn für die Demütigen im Geiste“

wa-staʿīnu bi-ṣ-ṣabri wa-ṣ-ṣalāti wa-ʿinnahā la-kabīratun ʿillā ʿalā l-ḥaṣīʾīn^a

2,153:

yā-ʿayyuhā llaḏīna ʿāmanū staʿīnu bi-ṣ-ṣabri wa-ṣ-ṣalāti inna llāha maʿa ṣ-ṣabirīn^a

„O die ihr glaubt, sucht Hilfe in Geduld und Gebet; Allah ist mit den Standhaften.“

3,200:

yā-ʿayyuhā llaḏīna ʿāmanū ṣbirū wa-ṣabirū wa-rabīṭū wa-ttaqū llāha laʿallakum tufliḥūn^a

„O ihr Gläubigen, seid standhaft und wetteifert in Standhaftigkeit und seid auf der Hut und fürchtet Allah, auf daß ihr Erfolg habt.“

Durch diese Neuinterpretation passt Sure 108 dann viel besser ins Korpus koranischer Texte bzw. bekommt hierdurch erstmals einen „Sitz im Buch“ und ist nicht mehr ein undurchdringlicher Sonderling.



Manfred Kropp / Robert Kerr

Exegetische Überlegungen zu Sure 85, 1-9

Der erste Teil dieser Sure lautet in der Übersetzung von Bobzin:

- 1 Beim Himmel mit den Sternbildern!
 - 2 Beim verheißenen Tag!
 - 3 Bei einem, der bezeugt, und bei etwas, das bezeugt wird!
 - 4 Verflucht seien die Leute des Grabens,
 - 5 des glühenden Feuers,
 - 6 wenn sie dort sitzen
 - 7 und bezeugen, was sie den Gläubigen angetan!
 - 8 Sie ärgerten sich über sie nur darum, dass sie an Gott glaubten, den Mächtigen, den Rühmenswerten,
 - 9 der die Herrschaft über die Himmel und die Erde hat.
- Gott ist über alles Zeuge!

Wer die ganze Sure in ihrer heutigen Form liest, wird sehen, dass sie sich klar aus zwei verschiedenen, ursprünglich wohl getrennten Stücken zusammensetzt: die Verse 1-9 gegen 19-22 (die hier nicht abgedruckt sind), die sich durch Form, Verslänge, Reim und Inhalt unterscheiden. Beide könnten angesichts vieler noch kürzerer Suren der koranischen Textsammlung durchaus getrennte Suren sein. Die Motive der Redaktoren, die der Sammlung die letzte Gestalt gaben und hier zwei heterogene Stücke zusammenfügten, sind unklar.

In den Versen 1-3 liegen die sogenannten „Schwüre des Korans“ vor, zu deren Ausdeutung die muslimischen Theologen, und in ihrem Gefolge auch säkulare Forscher, sich manche absonderliche und geheimniskrämerische Erklärung haben einfallen lassen.

Wenn man nach der Funktion dieser einleitenden Verse fragt, macht man sich weniger Gedanken darüber. Ein Element allgemeiner Redekunst, besonders aber der alt-arabischen vorislamischen Wahrsager und Priester, war es, durch ungewöhnliche, bewusst rätselhafte Anfänge die Aufmerksam-

keit ihres Publikums für ihre Verkündigungen zu wecken – ein Wortgeklingel, das mit der Schelle mittelalterlicher Ausrufer zu vergleichen ist. Formal sind dann diese Sätze als Bekräftigungsformeln zu verstehen, wie sie in vielen Sprachen, oft von altersher ererbt, zu finden sind („[Nicht] um alles in der Welt!“, „beim Herkules“, „bei meiner Ehre“). Die drei einleitenden Wortbilder der Sure 85 hängen damit zusammen und sollen soviel heißen wie: „Das Nachfolgende ist so wahr wie...“.

Vers 1: „Beim Himmel mit seinen Türmen (d.i. Sternbildern“) – *wa-s-samāʾi dāti l-burūʿi*. Das arabische Wort *burʿ* ist aus dem Syrischen *burgā* „Turm; Sternbildzeichen“ entlehnt, das wiederum entweder dem Griechischen *pýrgos* (vgl. ‚Pergamon‘) bzw. dem Lateinischen *burgus* entstammte (undeutlich ist, ob der lat. Begriff vom Griechischen oder vom Germanischen, vgl. ‚Burg‘, herzuleiten ist). Die schon im Syrischen bezeugte Bedeutung „Sternbild“, also Sterne, die sich im Himmel empor türmen, wie auf bildlichen Darstellungen der Tierkreiszeichen als Türme am Himmel z.B. auf Mosaiken in Synagogen (Hammat Tiberias; Beth Alpha, siehe Abb.) und christlichen Kirchen (z.B. der Konvent Mariens zu Beth Schean/Scythopolis) der spätantiken und byzantinischen Zeit in Palästina. Diese waren den vorislamischen Arabern, u.U. auch den Urhebern koranischer Texte, unzweifelhaft aus eigener Anschauung bekannt.

Vers 2: Der angekündigte große, offenbare Tag des Herrn ist eine Juden, Christen wie Muslimen gemeinsame Vorstellung: Tag der Abrechnung Gottes, das Jüngste Gericht.

Vers 3: In der Formel „Zeugen und Bezeugtem“ bzw. „Anwesende und das Erlebte“ liegt nun eine echt arabische Stilfigur vor. Interessanterweise wird gerade diese von traditionellen muslimischen Auslegern nicht gesehen. Statt dessen sucht man krampfhaft nach Einzelbedeutungen:

- Gott und das Bezeugte sind die Einheit Gottes oder die prophetische Sendung oder alle Dinge
- Muḥammad, und das Bezeugte ist die Botschaft der anderen Propheten
- jeder Mensch, der den Tag der Auferstehung sehen wird
- der Freitag, und das Erlebte bei dem Wallfahrtstag bei ʿArafa;

- der Tag bei 'Arafa, und das Erlebte ist der Tag der Opfer.

Die Reihe ließe sich fortsetzen. Den wahren Sinn trifft man, wenn man die semitisch sehr beliebte Redefigur erkennt: statt des gemeinten absoluten Ganzen werden zwei Teile, zumeist die äußersten Gegensätze eines Ganzen benannt – man stellt ein Paar gegensätzlicher Wörter (vgl. Lukas 14,26, bei Matthäus 10,37 ins Unverständliche verunstaltet), am Liebsten mit Alliteration, zusammen, um durch den Widerstreit die gewünschte Verstärkung des Ausdrucks zu erzielen; deutsch etwa „Kind und Kegel“, „drunter und drüber“, „dick und dünn“ usw. Hier mit der in der semitischen Rhetorik beliebten Stilfigur der sog. *Figura etymologica wa-šāhidin wa-mašhūd*¹² soll gesagt werden: beim umfassenden, absoluten, unanfechtbaren Zeugnis und der Zeu-genschaft (Gottes), wie dies ja der Schluss von Vers 9 wiederholt. Solche formelhafte Stilfiguren sind in der koranischen Textsammlung öfter zu finden und werden regelmäßig und voraussagbar fehl- und überinterpretiert.

Bis hierhin hofft der Sprecher, sich die Aufmerksamkeit seines Publikums gesichert zu haben. An welches Publikum er sich wendet, wird noch zu klären sein.

Was folgt, ist ein fast unkontrollierter Wutausbruch und Fluch eines frustrierten Predigers!

Vers 4: hier bleiben wir zur Erklärung in der Sphäre arabischer Spracheigenart.

„Die Leute des Grabens wurden vernichtet“ ist die meist gangbare Deutung. Der Text soll manchem Ausleger zufolge auf das historische Ereignis einer Christenverfolgung verweisen durch den zum Judentum bekehrten König Yusuf As'ar Yath'ar, der Nadschran an der heutigen saudiarabisch-jemenitischen Grenze 517 eroberte, um darauf ein Massaker unter den Christen, die fortan als ‚Märtyrer von Nadschran‘ bekannt waren, anzurichten.

Der „Graben“ ist im Text *uḥdūd*, ein Wort das im Koran nur einmal vorkommt (ein sog. Hapaxlegomenon), was fast immer ein Stolperstein der Interpretation ist. Seine Deutung ist umstritten. Ausnahmsweise halten es die meisten islamischen Ausleger, und in deren Kielwasser segelnd die meisten modernen nichtmuslimischen Überset-

zer wie hier Bobzin, mal nicht für einen Eigennamen. Dass es heute eine *Uḥdūd* genannte Örtlichkeit bei der Stadt Nağrān gibt, ist erst der koranischen Erzählung zu verdanken – wie auch z.B. 221b Baker Street zu London, die Wohnung des berühmten Detektivs Sherlock Holmes, erst eine fiktive Anschrift war und erst nach der Weltruhmerlangung dieser literarischen Gestalt entstand, wegen der vielen Nachfragen nach dieser Adresse. So will man es als besonders ausdrucksvolle Form von *ḥadd* „Linie, Furche“ (auf der Wange, auf der Erdoberfläche usw.) verstehen, also nicht gerade ein „(breiter) Graben, Grube“, wie man ihn für den genannten Zweck bräuchte.

Westliche Interpreten nutzen die zweite Bedeutung der arabischen Vergangenheitsform: diese kann auch die Zukunft, einen Wunsch, hier also eine Verfluchung bezeichnen. Doch halten sie an der Deutung „Graben“ fest und verbinden damit den Feuer-Ofen im Buche Daniel (3,20) in der Bibel, oder gar mit einem Ausdruck in den Qumrantexten. „Leute des Grabens“ bezeichnet dort die „Bösen“, die „Verfluchten“; man könnte auch an Matthäus 13,41-42 denken: „Der Menschensohn wird seine Engel senden, und sie werden sammeln aus seinem Reich alle Ärgernisse und die, die da Unrecht tun, und werden sie in den Feuerofen werfen; da wird sein Heulen und Zähneklappern.“

Die Wortform selber, d.h. Silbenstruktur und Vokalisierung, des Typs *uḥdūd* ist für andere Fremd- oder Lehnwörter aus dem Aramäischen, der alten Kultursprache des Vorderen Orients in der Spätantike, belegt. Jetzt hilft ein Blick auf die Gewohnheiten von Predigern, nicht nur in Arabien. Man schmückt die Predigt mit fremden, ehrfurchtsgebietenden Wörtern der religiösen Sphäre, in Europa z.B. aus dem Lateinischen, der hiesigen alten Kultursprache. Erinnerung sei an die glänzende literarische Form einer solchen Predigt in Schillers Wallenstein: *Contenti estote* – mit eurem Kommissbrot. So liegt es nahe, auch in *uḥdūd* ein fremdes Wort zu sehen, und das umso eher, als der folgende Vers 5 für „Unbedarfte“ und solche, die es nicht begriffen haben, gleich Bedeutung und Übersetzung liefert, nämlich das „wohlgenährte (Höllen-)feuer“. An ähnlichen Stellen in

der koranischen Textsammlung steht darüber hinaus die direkte Frage an das Publikum: "Und wie kann man wissen, was das bedeutet?" Als sinngemäße aramäische Wörter wären, mit anderer Setzung des unterscheidenden Punkts in der arabischen Schrift, also anstatt ا-خ-دود *uḥdūd* dann ج-دود (*u*)*gdoūd* „hochauflodernde (Flamme)“ (ohne die erst später zugefügten diakritischen Punkte sehen beide Formen gleich aus: ا-خ-دود). Will man das im Deutschen nachahmen, so könnte man, weil Aramäisch und Arabisch näher verwandt sind als Latein und Deutsch, vielleicht das altgermanische Wort *vafrilogi* „Waberlohe“, die u.a. das Schloss der Brünhilde in der Nibelungensage (bzw. das des Dornröschens) umgibt, wählen: „Eingin reið á Brynhildar heyguttan Sjurður snari, gekk um royk og vaðaloga hann og hestur hans Grani.“ Obwohl diese Deutung etwas zaghaft ist, muss so etwas angesichts des Kontextes gemeint sein, und auch weil der Koran *aṣṣḥābu* „Gefährten“ sehr häufig in solchen Kontexten im Verband mit (Höllen)Feuer (2,39, 81, 119, 217, 275; 3,116; 5,10, 29, 86; 7,36 usw.) oder Verfluchte (4,47 „die Sabbatleute“; 15,78 „Waldleute“; 105,1 „Elefantenleute“ usw.) erwähnt.

Vers 6: Es geht weiter mit arabischer Grammatik und Wortkunst. „Sitzen“ *qu'ūdunin* Vers 6 ist nicht im konkreten Sinne zu verstehen, sondern das hier verbale Nomen bezeichnet einfach die zeitliche Dauer einer Handlung oder eines Zustands, wie auch im Deutschen „auf etwas sitzen bleiben“.

Vers 7: hier versteifen sich traditionelle Deutung und die meisten Übersetzungen darauf, die Wortform der Gegenwart *yaf'alūna* „was sie antun“ als Vergangenheit zu deuten, weil ihr bisheriges Verständnis das so erfordert. R. Paret hat das in seinem Korankommentar wenigstens zur erklärenden Bemerkung veranlasst: Mohammed habe sich die Untaten der Vergangenheit so vergegenwärtigt, dass er hier diese Wortform wählte.

Vers 8: Eine weitere Vergewaltigung arabischer Grammatik findet sich in der Deutung von Vers 8: *an yu'minū* „weil sie glaubten“. Im arabischen Text steht aber ein Absichtssatz (Finalsatz) „damit, auf dass sie glauben sollten“, und damit erhebt

sich die Frage, wer jeweils gemeint ist: die Gläubigen oder deren Widersacher. Die Deutung der ganzen Szene hängt am vorausgehenden Wort *naqama*, in der traditionellen Deutung „sich rächen an“. In der weichgespülten Übersetzung von H. Bobzin: „sich ärgern über“, in der noch weicher gespülten von Hans Zirker „sich ent-rüsten“. Hiergegen spricht jedoch, dass in den semitischen Sprachen die Bedeutung „rächen“ für die Wurzel *nqm* gut bezeugt ist; aber in beiden Fällen macht ein folgender Finalsatz keinen Sinn. Zu erwarten wäre ein Verb wie „fordern, verlangen“.

Eine mögliche Erklärung geht wieder vom Aramäischen aus, wo das Verbum *tāba* beide Bedeutungen hat: „fordern, verlangen“ sowie „rächen“. Damit läge ein in der Übersetzungspraxis typischer Fehler vor: die Wortfelder zweier Sprachen überschneiden sich nur teilweise, der Übersetzer ist ständig in Gefahr, über die gemeinsame Schnittmenge hinauszugehen. In der Linguistik spricht man hier von Lehnbedeutung wie z.B. im Deutschen das Wort ‚überziehen‘ (etwa eines Kleidungsstückes) auch die Bedeutung hat „von etwas (was einem zusteht) zu viel in Anspruch nehmen“, z.B. den Etat bzw. ein Konto überziehen, die vom Englischen *to overdraw* stammt. Dies ist nicht das einzige Beispiel einer solchen aramäisch-arabischen Lehnübersetzung im Koran und bezeugt das Sprach- und Kulturmilieu, worin der Koran entstand: die arabische Sprache des Koran ist eben aramäisch angehaucht, wie das Griechische der Evangelien, so z.B. Lukas 1,39: „Maria aber machte sich auf in diesen Tagen und ging eilends in das Gebirge zu einer Stadt in Juda“: εἰς πόλιν Ἰουδα, wortwörtlich „in die Stadt Juda“ liest sich merkwürdig; hier liegt wohl aramäisch *mādīnā* „Provinz“ bzw. „Stadt“ zugrunde, da „in die Provinz Juda“ besser passt; so auch die Fehlliesung in 11,48 „So seid ihr Zeugen für die Taten eurer Väter und billigt sie; denn sie haben sie getötet, und ihr baut (οἰκοδομεῖτε) ihnen Grabmäler!“ gegenüber die Parallelpassage in Matthäus 23,31 „Damit bezeugt ihr von euch selbst, dass ihr Kinder derer seid (υἱοὶ ἐστε), die die Propheten getötet haben“: Aramäisch „Erbauer“ lautet *bānīn*, „Söhne“ hingegen *bnīn*, im Konsonantentext wären beide *bnn*. Der Koran, wie die Evangelien, entstammen einer Umwelt der Diglossie.

Halten wir zu einem Zwischenergebnis ein:
Vers 8: Sie (die Gläubigen!) wollten nichts anderes von ihnen (ihren Widersachern), als dass sie an Gott glauben sollten.

Bis hierhin war es schon nicht nur für den Leser eine *Tour de force*. Nun muss noch, wie im Wechsel der Personen in Vers 8 schon angedeutet, der Sprung über eine letzte Hürde kommen. Wer spricht, und an wen richtet sich die Rede? Vergewegenwärtigen wir uns die Szene: Widersacher bedrängen die Gläubigen. Der Prediger ergreift das Wort und verflucht sie. Doch alle beteiligten Personen werden in der dritten Person genannt.

Nach muslimischer Auffassung ist der Koran das direkte Wort Gottes. Jedoch sollte Gott als Beobachter der Szene seine Verfluchung direkt durch das Medium ausgesprochen und das aber in versteckter Form getan haben, indem er weder die Verfluchten noch die Gläubigen direkt anspricht? Oder war das Wort nur für das Medium bestimmt? Für den säkularen Geist gäbe es eine andere Erklärung. Mehrfachadressierung bei gleichzeitiger Sender- und Adressatenverschleierung, indem man die dritte Person benutzt statt der ersten *ich*, *wir* und und der zweiten *ihr*! Dies ist in der öffentlichen und politischen Rede bis heute beliebt: Bundestagsreden sind formal an die Abgeordneten, eigentlich aber an das Wahlvolk draußen gerichtet. In Sure 85 spricht der Prediger schräg an den eigentlich gemeinten Widersachern vorbei, aber für diese deutlich hörbar, von seinen und den Leiden der Gläubigen in der dritten Person, sein Wutausbruch gipfelt in einer Verfluchung. Hier der unter diesem Gesichtspunkt bereinigte Text:

- 1 Ah, so sicher wie der Himmel mit seinen Sternenzeichen,
- 2 und wie der angekündigte Tag (der Abrechnung),
- 3 und wie das unverrückbare, unanfechtbare Zeugnis:
- 4 Krepiert (und fort mit Euch), Gesellen der Waberlohe –
- 5 des wohlgenährten (Höllen)feuers ,
- 6 in dem ihr ewig bleiben sollt,
- 7 Zeugnis abzulegen für das, was ihr (uns Gläubigen) antut!

- 8 Wollten wir doch nichts von euch, außer dass ihr an den mächtigen und preiswürdigen Gott glaubt,
- 9 der herrscht im Himmel und auf Erden, der bei allem Zeuge ist!

Manch Problem bleibt bestehen, aber so liest sich dieser Textabschnitt, auch im Arabischen, viel verständlicher als die herkömmlichen hineingelesenen Bedeutungen, und so bekommt er mit dieser „ungefähren Bedeutung“ auch einen „Sitz im Buch.“ Die Philologie hat noch einen weiten Weg abzu-legen, bevor der Koran alle seine Geheimnisse preisgibt.

Werner Müller

Buchbesprechung von Norbert Scholl, Anders in die Zukunft gehen.

Warum Christsein sinnvoll ist. Mit einem Geleitwort von Wolfgang Thierse. Papst Franziskus zum fünften Jahrestag seiner Wahl am 13. März 2013 in Dankbarkeit gewidmet, Paderborn: Bonifatius- Verlag 2018, 208 SS.

Um es gleich vorweg zu sagen: Wer angesichts des Haupttitels und der Widmung an Papst Franziskus ein weiteres Buch zur dringend notwendigen Kirchenreform erwartet, wird, je nach Erwartung, angenehm oder unangenehm enttäuscht. Der 86-jährige Autor, von 1969 bis 1996 Professor für katholische Theologie und Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, ist in den letzten Jahren für sein Engagement für Erneuerungen in der Kirche bekannt geworden, seit dem Kirchenvolks-Begehren 1995 im Rahmen der *KirchenVolksBewegung Wir sind Kirche*. In den einschlägigen Publikationsorganen, auch in dieser Zeitschrift, hat er immer

wieder dargelegt, wie er sich den Weg der Kirche in die Zukunft vorstellt (seine letzte Veröffentlichung in imprimatur 1/2018, S. 10 – 13, behandelt grundsätzlich das Verhältnis von „Christentum und Judentum“ und stellt einen Vorabdruck aus dem hier anzuzeigenden Buch dar, hier: S. 101 – 111). Dabei hat er sich, wie es einem Theologieprofessor gut ansteht, in erster Linie um die theologischen Grundlagen gekümmert und in vielen Büchern – in den letzten 20 Jahren über 20 (!) – eine für heutige Menschen nachvollziehbare Neuinterpretation des überkommenen christlichen Glaubens, seiner „großen Themen“ wie auch seiner biblischen Grundlagen, vorgelegt. Auch dieses jüngste Buch von Norbert Scholl ist – wie der ehemalige Bundestagspräsident Wolfgang Thierse im Geleitwort schreibt – „ein zeitgenössischer Katechismus für neugierige junge (und ältere) Menschen“ (12), sowohl für gläubige, die sich mit ihrem Kinderglauben nicht zufriedengeben wollen, als auch für Nichtchristen, die es nicht bei ihrem Nichtwissen oder ihren Vorurteilen belassen wollen. Beide sollen erfahren, „dass christlicher Glaube anders ist, als viele meinen“ (14), eventuell sogar „sinnvoll“, wie der Untertitel lautet, und so eine Orientierungshilfe für den Weg – des Einzelnen und der Kirche(n) – in die Zukunft erhalten.

Dieses doppelte Ziel verfolgt der Autor, indem er, in guter religionspädagogischer Manier, von den Fragen ausgeht, die sich nachdenkliche Menschen heute stellen, zunächst von den Fragen nach dem Anfang des Universums, des Lebens, der menschlichen Gattung usw., bis zu denen nach anthropologischen Spezifika wie Bewusstsein, ethischem Handeln, Gewissen usw. – von dem, was Kant „das moralische Gesetz in mir“ genannt und dem „bestirnten Himmel über mir“ gegenüber gestellt hat. Zur Kosmologie referiert Scholl einschlägige Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft – nach dem Geschmack des Rezensenten etwas zu großflächig, selektiv und beliebig; aber auf eine Zusammenfassung des heutigen Wissenstandes kommt es ihm offenbar auch gar nicht an, sondern darauf, angesichts der Rätsel des Universums, die naturwissenschaftlich nicht zu lösen sind, beim Leser jene „immer neue und zunehmende Bewunderung und Ehrfurcht“ hervorzurufen, die Kant schon er-

füllt haben. Hier sollen sie Platz für die „Gottesvermutung“ (40) schaffen, d.h. dass Religion, die Annahme einer „höheren Macht“, auch für moderne Menschen sinnvoll sein kann. Die gegenteilige „Vermutung“, der Atheismus, kann und braucht nicht theoretisch widerlegt werden, der Streit entscheidet sich an der Frage, welche der beiden Annahmen der menschlichen Hoffnung auf Leben, Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden besser gerecht wird.

Ähnlich ‚liberal‘ argumentiert Scholl im Hinblick auf die nichtchristlichen Religionen: Trotz unterschiedlicher, uns vielleicht merkwürdig und fremd erscheinender Gottesbilder verehren alle nur den einen (oder sogar: denselben?) Gott. In diesem Sinne werden die großen Weltreligionen, mit der Erklärung des 2. Vaticanums zu den nichtchristlichen Religionen, gewürdigt und später das Verhältnis zum Judentum gesondert behandelt (siehe Abdruck dieses Abschnitts in imprimatur 1/2018, S. 10 ff.).

Bezogen auf den traditionellen Aufbau der Fundamentaltheologie – der hinter der etwas unübersichtlichen und wenig systematischen Gliederung zu stehen scheint – ist damit die ‚demonstratio religiosa‘ abgeschlossen. Die anschließende ‚demonstratio christiana‘ versucht, das menschliche Leben mit all seinen Aspekten, ausgehend von den „Gottesoffenbarungen in der Bibel“ (61), zu deuten. „Offenbarung“ wird nicht einfach dogmatisch behauptet, sondern auf dem heutigen Stand wissenschaftlicher Exegese aus den biblischen Erzählungen als zeitbedingte, gesellschafts-, kultur- und weltbildgebundene Formulierungen von menschlichen Erfahrungen gleichsam destilliert: „Alles, was die Bibel über Gott aussagt, ist eine Aussage von Menschen, die ... sich von Gott ein Bild machten, das ihrer Zeit entsprach“ (63). Neben der historisch-kritischen Methode hält der Verfasser auch große Stücke von der tiefenpsychologischen und der feministischen Bibelauslegung.

Sie alle kommen zur Anwendung, wenn es um den Kern des christlichen Glaubens, Jesus von Nazaret, geht. Die Fülle von Informationen, die Scholl über die Gestalt, das Leben und die Botschaft Jesu vermitteln will, lässt ihn in den Stil eines exegetischen Hochschulseminars verfallen: Stichworte statt ganze Sätze, Serien von Spiegelstrichen, synoptische Übersichten usw.;

darunter leidet etwas der ansonsten sehr angenehm zu lesende Text. Er zeichnet aber ein sympathisches, zum ‚Mitmachen‘ einladendes Bild Jesu und seiner frühen Jünger. Beim umstrittenen Thema Auferstehung bietet der Verfasser verschiedene Deutungsmöglichkeiten der biblischen Metapher an (eine – Auferstehung als „innerer Vorgang“ bei den Jüngern – steht der in diesem Heft vertretenen ziemlich nah; vgl. Karl-Heinz Ohlig, Ist der Glaube an die Auferstehung Jesu Basis des Christentums?, in: Heft 1, 2018, S. 4-9).

In einem kurzen, sehr dichten Abschnitt „Von ‚Jesus von Nazaret‘ zum ‚eingeborenen Sohn Gottes‘“ (80 – 82) wird die problematische metaphysische Überhöhung des Menschen Jesus im Zuge der Hellenisierung des Christentums deutlich gemacht. Der Verfasser steht ja nicht allein mit seiner Auffassung, dass die dogmatische Überhöhung der Jesus-Erfahrung das Grundübel der weiteren Christentumsgeschichte bis heute darstellt. Pointiert gesagt: Statt Jesus Christus als den „Erlöser“ zu beken-
nen, komme es darauf an, sein helfend-befreiendes Handeln in den jeweiligen historischen Situationen fortzuführen. „Jesus hat mit seinem vorbildlichen, Heil und Hilfe bringenden Handeln einen historisch höchst bedeutsamen Impuls gegeben. Dieser Prozess soll weitergeführt werden – durch Christen und durch Menschen, die sich für diese ‚Erlösungs‘-Arbeit in den Dienst nehmen lassen“ (83).

Nach weiteren Themen der Kirchenlehre (Maria, Dreifaltigkeit, Kirche, Unfehlbarkeit des Papstes), zu denen jeweils knappe historische und aktuelle Informationen geliefert werden, kommen die klassischen katechetischen Themen zur Sprache, unter dem Stichwort „Heil“: Die „Heils-Zeichen“ (S. 112 ff.) Sakramente vermitteln Heil ritualisiert nach innen, das „Heils-Handeln“ (135 ff.), das gesellschaftliche Engagement der Kirchen und Christen, nach außen. Dieses wird wiederum nach den üblichen Sozialprinzipien Solidarität, Subsidiarität und Personalität strukturiert und in einzelnen Feldern dargestellt. Dabei wagt sich der Verfasser auch auf theologisch bisher wenig bedachte Felder: Computer, Internet, künstliche Intelligenz... - „riesige Fragekomplexe“ (144), zu denen aber kaum mehr als Problemanzeigen geliefert werden.

Zu den eher schon klassischen, in der Moraltheologie breit diskutierten Fragen in Zusammenhang mit Gentechnik, Organ-spenden, (assistierter) Suizid... wird Grundsätzliches gesagt – unter dem Kriterium der Menschenwürde, die – mit Johanna Rahner – als Kern des Christlichen gesehen wird (vgl. 109, 147 ff.). Das helfend-befreiende Heilshandeln Jesu in die heutige unübersichtliche Welt zu übersetzen, ist offensichtlich recht schwierig und übersteigt eigentlich die Möglichkeiten eines Katechismus.

In den letzten Abschnitten kehrt der Verfasser wieder zu seinen theologischen Leis-
ten zurück. Zu den Themen Gebet, Pilgern, Heilige, Ewiges Leben wird Bedenkenswer-
tes ausgeführt, z.T. auch Skurriles (wenn etwa beim Pilgern nach Santiago de Compostela der biblische „Wege-Gott“ bemüht, ein Loblied auf das Gehen gesungen und den Kirchenleitungen geraten wird, sich vom Pilger-Motiv zur Abkehr von ewig-gül-
tigen Standpunkten inspirieren zu lassen).

Was in den traditionellen Katechismen oft eines der auszulegenden „Hauptstücke“ darstellt, bildet in diesem den Abschluss: das Glaubensbekenntnis, allerdings weder das „Apostolische“ noch das „Nizäno-konstantinopolitanische“ aus der Alten Kirche, sondern ein höchstpersönliches des Autors. Es beginnt mit dem Satz „Ich glaube an das heilige Geheimnis des Universums, das wir Gott nennen“, und endet mit der Erwartung, „mit dem Ursprung des Kosmos, mit dem heiligen göttlichen Geheimnis“ eins zu werden. Es folgen noch eine knappe Auslegung des „Vaterunser“, ebenfalls eines der katechetischen Hauptstücke, sowie eine unkommentierte Wiedergabe des Neuen Geistlichen Lieds „Die Sache Jesu braucht Begeisterte“ (von Alois Albrecht und Peter Janssens, 1972). Diese drei Texte spiegeln schön den Gesamtduktus des Buchs wider. Eines seiner Ziele hat es gewiss erreicht: zu zeigen, dass Christentum anderes und mehr ist als Kirchenlehre, Dogmen, Rituale und Institution. Ob es auch Nicht-Glaubende von der Sinnhaftigkeit des Christentums zu überzeugen vermag, kann bezweifelt werden; dafür bedürfte es meines Erachtens stringenterer Argumentationen und stärkerer Auseinandersetzung auch mit den negativen Seiten der Jesus-Tradition.

Papst Franziskus, dem dieses Buch zum fünften Jahrestag seiner Wahl gewidmet wurde, hat jedenfalls von seinem Staatssekretariat ausrichten lassen, dass es „ad catholicam fidem hodie exprimendam“ beiträgt (etwa: zu einer heutigen Form des katholischen Glaubens). Dem schließen wir uns gern an und gratulieren!

Lutz Lemhöfer

Crime Time in imprimatur: Wenn aus Schwäche Stärke wächst.

Zu Jutta Profijts Roman „Unter Fremden“, dtv 2017, 333 Seiten

Ist das überhaupt ein Kriminalroman? Er fängt so leise und behutsam an, dass man das zuerst kaum merkt. Im Zentrum steht die Ich-Erzählerin und Protagonistin, die gehbehinderte syrische Asylbewerberin Madiha Hammada in einer Flüchtlingsunterkunft nahe Düsseldorf. Gleich zu Beginn beschreibt sie ihre Lage dort mit düsterem Realismus: *„Ich habe niemanden auf der Welt, niemanden in dieser sauberen Stadt, deren Namen ich nicht aussprechen kann. Ich fühle mich niemandem verbunden, keinem einzigen der vierhundertsiebenund-dreißig Menschen, die in bedrückender Enge in den Containern wohnen, jeweils acht in einem Zimmer, das für vier gedacht war. Wir seien so viel, heißt es, aber dieses ‚wir‘ existiert nicht. Wir sind keine Gemeinschaft. Ich jedenfalls bin allein.“* (S. 5)

Das gilt besonders, weil seit zwei Tagen Harun, der Freund und Vertraute während der dramatischen Flucht, verschwunden ist. Ohne Nachricht, ohne weitere Spuren. Bis auf den Nachschlüssel zu Haruns Spind; den hat er ihr, der Fluchtgefährtin, überlassen, „falls mal was passiert“. Jetzt ist was passiert, und Madiha macht etwas,

was ihr schwerfällt und was sie gegen übergriffige Männer nur mühsam durchsetzen kann: sie übernimmt den Inhalt des Spindes – Kleider, aber auch eine Tasche mit Papieren –, um sie für Harun aufzubewahren. Und sie bringt ihre Betreuerin Amelie dazu, Harun bei der deutschen Polizei als vermisst zu melden. Damit er nicht einfach spurlos weg ist, sondern Leute sich bemühen, sein Schicksal aufzuklären. Das kann Madiha erreichen, weil sie zwar nicht lesen und schreiben kann, aber passabel Deutsch spricht; sie hat einige Jahre in Syrien bei einer aus Deutschland stammenden Tante gewohnt.

Dann passieren jedoch seltsame, unheimliche Dinge. Auf das Zimmer, in dem Madiha schläft, wird ein Brandanschlag verübt, mit einem Molotow-Cocktail. Will jemand Madiha aus dem Verkehr ziehen und Haruns Hinterlassenschaften an sich bringen? Zumal diese ihrerseits Rätsel aufgeben: Es ist ein syrischer Pass dabei – Harun hatte immer bestritten, einen zu haben –, aber mit einem fremden Bild und auf einen fremden Namen: Amal Arabi. Weiter findet sich ein Ring und das Bild einer jungen Frau. Aber Harun hat nie von einer Frau erzählt. Zäh und unbeholfen zugleich versucht Madiha, Näheres über Harun herauszubekommen. Hilfe findet sie bei Jean und Buschra, den Betreibern eines libanesischen Restaurants, das nicht nur eine kulinarische Befreiung vom deutschen Einheitsessen bietet, sondern auch einen Rückzugsort. Madiha hilft ab und zu in der Küche, und sie hat arabisch sprechende Gesprächspartner gefunden, die ihr z.B. die an Harun gerichteten Briefe aus dem Nachlass vorlesen können. Daraus geht hervor, dass Harun offenbar eine Schwester und weitere Bekannte in Düsseldorf hat und deshalb auf der Flucht vor den brutalen syrischen Regierungstruppen unbedingt nach Deutschland wollte. Hier ein Auszug aus einem Brief: *„Geliebter Bruder! Die Eltern sind tot. Ich habe das Haus verlassen. Mit dem Bäcker und seiner Frau bin ich geflohen, nachts, jeder konnte nur eine Tasche packen, die Frau des Bäckers trug das Baby. Mitten in der Nacht sind wir davongeschlichen wie Diebe, damit uns niemand sieht, damit sie uns nicht abschießen wie Hunde. Sie schießen auf alles, Mensch oder Tier. Unseren Nachbarn Haitham haben sie erschossen, einfach so, ohne Grund. Der Bä-*

cker will nach Jordanien, aber ich werde mich von ihm und seiner Familie trennen, denn ich will nach Düsseldorf, das ist eine Stadt in Deutschland. Du erinnerst Dich an Halime, die unsere Nachbarin war, bevor sie nach Damaskus ging? Sie studiert an der Universität Düsseldorf. Halime hat mir ihre Hilfe zugesagt.“ (S. 88)

Jetzt hat Madiha einen Anhaltspunkt für ihre Suche: Sie wird sich bemühen, Haruns Schwester in Düsseldorf ausfindig zu machen, indem sie in den Flüchtlingsunterkünften in Düsseldorf nach ihr fragt. Was übrigens ein veritables Abenteuer ist für die junge Frau, der die Verhältnisse in Deutschland so fremd sind. Ein kleiner Ausschnitt mag das illustrieren: *„Die Größe, der Lärm und die Menschenmassen des Hauptbahnhofs stellen alles in den Schatten, was ich je erlebt habe. Es gibt so viele Möglichkeiten, wohin ich meine Schritte lenken könnte, dass ich mich nicht entscheiden kann. Stehenbleiben ist allerdings auch unmöglich, denn alles ist in Bewegung, die Menschen, die Anzeigen, die Züge, das Auge findet keinen Halt, irrt von hier nach dort, wird mitgeschleift, beschleunigt, abgebremst. Um dem Schwindel zu entkommen, hefte ich den Blick auf eine rote Jacke, die aus der dunklen Kleidung hervorsticht, und folge ihr den Bahnsteig entlang, eine Treppe hinunter, dann spuckt der Strom mich aus, und ich ringe nach Atem, nur wenige Zentimeter von einer unsichtbaren Grenze entfernt, hinter der alles eilt und drängelt. In der rechten Tasche meines Mantels trage ich einen Zettel mit den Adressen der Unterkünfte, die Jean in seinem Computer ausfindig machen konnte. Krampfhaft halten meine Finger das Papier umfassen, das ich aus der Tasche ziehen muss, um nach dem Weg zu fragen. Ich bringe den Mut nicht auf und irre stattdessen in der Zwischenwelt umher, in der es mehr Platz gibt, in der auch andere Menschen stehen wie ich, obwohl sich einige Eilige durch die Lücken schlängeln und sich einreihen in den Strom, der nur eine Armeslänge entfernt vor mir herzieht.“ (S.101)*

Was folgt, ist rätselhaft, widersprüchlich und zunehmend auch bedrohlich. Madiha findet tatsächlich die gesuchte Razan, die freilich nicht Haruns Schwester ist, sondern des anderen Mannes, dessen Pass Ha-

run bei sich trug. Offenbar waren die beiden Männer zusammen als humanitäre Helfer im blutigen Bürgerkrieg. Zitat aus eine Brief: *„Wir sind noch lange keine Ärzte, aber Wunden versorgen und Amputationen durchführen können wir schon. Und das tun wir. Täglich. Hunderte. Das Schlachten nimmt kein Ende. Und es ist unsere eigene Regierung, die auf uns schießt.“ (S. 150)* Ein späterer Brief klingt freilich ganz anders: *„Ich bin nicht mehr bei den Ärzten. Unsere Arbeit war zwecklos. Was nützt es, einen Menschen zu retten, wenn der Krieg ihn schließlich doch tötet und hundert andere dazu? (...) Deshalb habe ich das Skalpell zur Seite gelegt und zur Waffe gegriffen. (...) Wir kämpfen gegen die Regierung, die sich vom Westen bevormunden lässt und ihre eigene Bevölkerung bombardiert. Wir kämpfen gegen die Amerikaner, die alle Muslime ausrotten wollen. Wir kämpfen für einen neuen Staat, in dem jeder Muslim in Frieden leben kann nach den Gesetzen Allahs.“ (S. 153)* Harun und Amal haben offenbar die Fronten gewechselt; ob und wo sie jetzt in Deutschland sind, bleibt unklar. Wie auch dies: Madiha fühlt sich zunehmend verfolgt von einem Unbekannten, der immer wieder ihre Nähe sucht. Und einige Tage später gibt es einen Brandanschlag auf das libanesische Restaurant, in dem Madiha Zuspruch und Hilfe gefunden hatte; Buschra, die Köchin ist tot; Jean, der Besitzer macht Madiha verantwortlich: *„Es ist deine Schuld, Madiha. Oder glaubst du, dass das ein Zufall ist? Du hast Fragen gestellt nach diesem Mann, der bei den Teufeln gekämpft hat. In deinem Zimmer landete das Feuer, nachdem du sein Eigentum an dich genommen hattest. Du wurdest verfolgt. Ich habe dir geholfen, habe dich aufgenommen wie eine Verwandte, habe dir Briefe aus der Hölle vorgelesen, dir erklärt, wie du seine Schwester findest, die nun auch tot ist. Du bringst Unheil, Madiha! Nun mach es wieder gut!“ (S. 206)*

Plötzlich sind wir mitten drin in einem veritablen Kriminalfall, oder gleich mehreren. Madiha weiß nicht mehr, wo sie dran ist. *„Meine Gedanken laufen im Kreis wie der Esel, der daheim die alte Pumpe antrieb. Harun; Amal, Jean, Buschra, Razan, dazwischen junge Männer, die zu verummten Mördern werden, und Mörder, die zu Flüchtlingen werden. Worte wech-*

*seln sich mit Bildern ab, Bilder mit Satzketzen nichts ergibt einen Sinn.“ (S. 184) Ein Ziel bleibt bei allem übrig: die Mörder ihrer Freundin Buschra, die offenbar die gleichen sind, die sie selbst bedrohen, diese Mörder zu finden und dingfest zu machen. Mal kooperiert sie zögernd mit der deutschen Polizei, mal mit Jean, der auf eigene Faust Rache nehmen will. Was schwer genug ist, denn es scheint nicht um Mord und Rache von einzelnen zu gehen, sondern um unterschiedliche Netzwerke, die im Grunde den Kampf zwischen Islamisten und ihren bewaffneten Gegnern in Deutschland fortsetzen. Und selten ist gleich klar, wer zu wem gehört. Madiha steht dazwischen: eigentlich unbeteiligt und doch im Fokus aller Kontrahenten. Wie sie sich da durch alle Wirrnisse und Sackgassen hindurch behauptet, das ist das zentrale Thema dieses Buches. Das wird auch darin deutlich, dass die Autorin konsequent aus Madihas Perspektive heraus schreibt. Es gibt keinen allwissenden Erzähler, nur die Protagonistin. Auch Leserinnen und Leser können nichts anders als ihrer Sicht folgen, einschließlich aller Irrwege und Seitenstränge; manche Nebenhandlungen habe ich bei dieser Nacherzählung noch weggelassen. Der Gewinn bei dieser Erzählweise: sie gibt äußerst plastische Eindrücke in viele Facetten des Alltags von Geflüchteten und rückt deren Erfahrungsweise in den Mittelpunkt. Und zugleich entsteht das sorgfältig gezeichnete Porträt einer Frau, die erst langsam merkt, dass sie gar nicht so schwach ist, wie sie immer meint zu sein und sein zu müssen. Immerhin: Der Kommissar von der deutschen Polizei hat's gemerkt: „*Sie sind ein stilles Wasser, aber eine unglaublich starke Frau. Was glauben Sie, warum dieses Netzwerk solche Angst vor Ihnen hatte? – Ich fühle mich nicht stark, sage ich. Es dauert eine ganze Weile, bis ich bemerke, dass ich ihn immer noch anstarre. Schnell senke ich den Blick. – Bitte sehen Sie mich an, sagt Brocker. (...) Ich möchte Sie gern als**

Dolmetscherin engagieren. – Aber ich kann weder lesen noch schreiben. Meine Augen gleiten nach links, Brocker neigt den Kopf, um meinen Blick wieder einzufangen. Ist das ein Spiel? – Das stört mich nicht. Wieder einmal spüre ich die Hilflosigkeit angesichts einer Situation, in der ich nicht weiß, wie ich mich verhalten soll. Was in meiner Heimat undenkbar wäre, ist hier normal: mit einem fremden Mann allein in einem Raum zu sein und ihm dann auch noch unverblümt in die Augen zu sehen. Will ich hier leben, werde ich das aushalten müssen. (...) Ein seltenes Gefühl gespannter Erwartung breitet sich aus in meinem Bauch. Es wird begleitet von Furcht und Zweifel, aber es ist spürbar und zerreißt den Nebel, der jeden Blick in die Zukunft vereitelte. Noch sind nicht einmal Umrisse dessen zu erahnen, was mich dort erwartet, aber ich empfinde Neugierde, herauszufinden, was es ist.“ (S.330f)

Eine Nachbemerkung noch: Welche Rolle spielt in diesem Buch die Religion? Keine explizite; Madiha ist Muslima, sucht aber weder die Moschee auf noch praktiziert sie die fünf täglichen Gebetszeiten. Ihre heimatliche religiös-kulturelle Prägung schlägt aber deutlich durch. Essensgebote hält sie ein; die immense Bedeutung der Familie gegenüber dem Einzelnen und schon gar der Einzelnen, der Vorrang der Männer gegenüber den Frauen - das alles hinterfragt sie nicht oder erst ganz allmählich. Aus meiner Sicht hat allerdings die konsequente Übernahme der Flüchtlingsperspektive, dieser literarische Respekt vor den zur Flucht Gezwungenen durchaus eine religiös deutbare Seite. Denn die Hochschätzung der Flüchtlinge gehört zum Kernbestand der biblischen Tradition. Das reizt vielleicht ja auch die Leserinnen und Leser von imprimatur.



CDU-Generalsekretärin plädiert für Priesterweihe von Frauen

Die CDU-Generalsekretärin Annegret Kramp-Karrenbauer erklärte in einem Interview mit „DIE ZEIT“, dass sie den Zugang von Frauen zum Priesteramt für wünschenswert halte. Sie sei keine Theologin, betonte die ehemalige Ministerpräsidentin des Saarlandes, doch aus der Lektüre des Neuen Testament lasse sich leicht die Erkenntnis gewinnen, dass Frauen in den Urgemeinden «unter lebensbedrohlichen Bedingungen» den Glauben weitergetragen hätten. «Vieles von dem, was wir heute als Regelwerk sehen, ist über die Jahrhunderte entstanden. Es wurde von Institutionen geprägt, nicht von Jesus.»

Ein realistisches Etappen-Ziel auf dem Weg zur Priesterweihe von Frauen sei inzwischen die Diakonatsweihe, sagte Kramp-Karrenbauer, die Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) ist.

Kurienreform vor dem Abschluss

Die von Papst Franziskus unternommene Kurienreform steht vor dem Abschluss. Ein Entwurf für einen entsprechenden Erlass liege jetzt vor, teilte Vatikansprecher Greg Burke mit. Der Text sei vom zuständigen Kardinalsrat "K9", einem vom Papst eigens berufenen internationalen Beraterkreis von neun Kardi-

nälen, während seines jüngsten Treffens Anfang April diskutiert worden. Das neue Dokument, eine sogenannte Apostolische Konstitution, soll die bisher gültige Kurienordnung "Pastor Bonus" von 1988 ablösen. Franziskus hatte den Reformprozess kurz nach seiner Wahl 2013 auf den Weg gebracht.

Hauptakzente des Erlasses sollen auf der Rolle der Kurie als Dienstorgan für den Papst und die Ortskirchen sowie auf dem seelsorglichen Charakter der Kurientätigkeiten liegen.

MISEREOR kritisiert Macht der Agrar-Konzerne

In der Zustimmung der EU zur Fusion der Chemie-Giganten Bayer und Monsanto sieht das Bischöfliche Hilfswerk MISEREOR eine folgenschwere Entscheidung für Bauern weltweit. „Die EU hat damit versäumt, die Macht der Agrar-Konzerne stärker zu regulieren und die dringend notwendige Ernährungs- und Agrarwende zu unterstützen“, kritisierte Misereor-Chef Pirmin Spiegel.

Durch die Förderung großflächig angebauter Monokulturen wie Soja und Mais würden viele der rund 500 Millionen bäuerlichen Familienbetriebe in den Ruin getrieben. Böden und Grundwasser seien inzwischen massiv von der industrialisierten Landwirtschaft betroffen, ebenso die Gesundheit von Millionen Menschen durch das Versprühen giftiger Pestizide. Verloren gingen dabei standort-

und klimaangepasste Sorten, die überdies dem Klimawandel trotzen könnten. Auch wenn heute bereits für fast doppelt so viele Menschen Nahrungsmittel produziert würden, wie auf der Erde leben, betonte Spiegel, und es letztlich also nicht an Nahrungsmitteln fehle, seien jedoch eine mangelnde Verteilungsgerechtigkeit, ein mangelndes Mitspracherecht der kleineren Nahrungsmittelproduzenten und auf der anderen Seite eine mangelnde Bereitschaft der Konzerne, eine nachhaltige und diversifizierte Ernährung für alle zu ermöglichen, als wichtigste Gründe des andauernden Nahrungsmittel-Defizits zu nennen.

101. Katholikentag in Münster – Kommentar der FAZ

Ungewöhnlich kritische Worte zum 101. Deutschen Katholikentag in Münster gab es in der Internet-Ausgabe der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 16. Mai 2018. Unter dem Titel "Katholische Variante von Multikulti" stellten die Reporter Daniel Deckers und Mona Jaeger fest, dass auf die Katholikentagsbesucher eine "wahre Sintflut" provokativer Zeichen und Botschaften niedergegangen sei. So hätten zwei Damen einen Mühlstein durch die Innenstadt von Münster gerollt. Außerdem habe ein Gott aus Pappmaché den Passanten den Stinkefinger gezeigt und sie daran erinnert: „11. Gebot: Du sollst deinen Kirchentag selbst bezahlen!“

Laut FAZ-Reporter habe man aber ein Zeichen ziemlich selten in Münster gesehen: nämlich das Kreuz. Sie schreiben: „Die überall wehenden Fahnen des Katholikentags wurden von dem Motto ‚Suche Frieden‘ und einem Dreieck, einem Segel, geschmückt. Warum wird nicht das Naheliegende gezeigt, ein Kreuz? Haben die Veranstalter etwa die Befürchtung, das Kreuz könnte zu eindeutig, gar diskriminierend sein?“

Deckers und Jaeger fanden es interessant, dass auf dem Katholikentag über diese Fragen wegen eines Protestanten diskutiert wurde, des bayerischen Ministerpräsidenten Markus Söder, dessen „Kreuz-Erlass“ in letzter Zeit für Furore gesorgt hatte.

Unabhängigkeit der WHO in Gefahr?

Das Hilfswerk „medico international“ sieht die künftige Unabhängigkeit der Weltgesundheitsorganisation (WHO) in Gefahr, weil die UN-Organisation über die Pflichtbeiträge ihrer 194 Mitgliedsländer nur noch 20 Prozent des Jahresbudgets bestreiten könne. Dadurch gerate die WHO u.a. bei Konflikten mit der Pharmaindustrie zwangsläufig ins Hintertreffen.

Aufgrund ihrer ungesicherten Finanzausstattung werde die WHO immer mehr von freiwilligen „Spendern“ abhängig, wie beispielsweise von der Stiftung des US-amerikanischen Unternehmers Bill Gates.

Auf diese Weise, so das Hilfswerk, werde es externen Akteuren ermöglicht,

massiv Einfluss auf die Ausrichtung der WHO zu nehmen.

Eine angemessene Antwort auf die großen globalen Herausforderungen in der Gesundheitsfürsorge wie etwa die Bekämpfung von Epidemien oder die alarmierende Resistenz gegen Antibiotika sei kaum noch möglich. Zudem sabotierten Regierungen der Industrienationen mit Freihandelsabkommen grundlegende Errungenschaften der WHO wie etwa das völkerrechtlich bindende Rahmenübereinkommen zur Eindämmung des Tabakgebrauchs von 2003. Die WHO dürfe aber weder Dienerin noch Dienstleisterin der Wirtschaft oder ihrer Mitgliedsstaaten sein, wenn sie weiterhin als die „führende und koordinierende Institution der Weltgesundheit“ verstanden werden wolle.

Brasilien: Landkonflikte

Siebzig Personen sind im Jahr 2017 bei Landkonflikten in Brasilien getötet worden – ein Höchststand, der zuletzt vor 15 Jahren erreicht worden war.

Der vor einigen Wochen veröffentlichte „Gewaltbericht“ der katholischen Landpastoral weist u.a. darauf hin, dass der von Großgrundbesitzern praktizierte Landraub besonders in den Bundesstaaten der Amazonasregion im Norden Brasiliens stattfindet.

Dort seien allein im Teilstaat Pará im vorigen Jahr bei Überfällen durch „grileiros“ (bewaffnete Milizen der Großgrundbesitzer) 21 und im benachbarten Bun-

desstaat Rondonia 17 Kleinbauern und hauptamtliche Mitarbeiter der Landpastoral ermordet worden. In den vergangenen 30 Jahren, so die Vertreter der Landpastoral, sei es insgesamt zu 1438 registrierten Landkonflikten mit 1904 Todesfällen gekommen. Maximal 8 Prozent der Gewalttaten würden gerichtlich verhandelt und endeten mehrheitlich mit negativen Urteilen für die betroffenen kleinbäuerlichen Familien. Um die Arbeit der Landpastoral zu schwächen, sei im März der vom Bistum Altamira/Pará für diesen Seelsorgebereich freigestellte Priester José Amaro unter dem Vorwurf der „Aufwiegelung von Kleinbauern zur Gewalt“ zu einer längeren Haftstrafe verurteilt worden.

Mitgliederzahl bei Jesuiten rückläufig

Die Zahl der Mitglieder des Jesuitenordens ist weltweit auf weniger als 16.000 und damit auf einen Stand wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts zurückgegangen. Dies teilte das Generalat des Ordens vor einigen Wochen mit. Zum 1.1.2018 zählte die Gesellschaft Jesu weltweit insgesamt nur mehr 15.842 Mitglieder, darunter 11.389 Priester, 1.077 Brüder, 2.620 Scholastiker und 756 Novizen. Das bedeutet einen Rückgang von 260 Jesuiten gegenüber dem Vorjahr. Damit setzt sich die kontinuierliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte fort. Hatte der Orden 1910 noch 16.295 Mitglieder, war mit 36.038 Mit-

gliedern 1965 der Höchststand erreicht worden.

Guatemala: Der „Schlächter der Indios“ ist tot

Der "Schlächter der Indios" ist tot. Der Ex-Diktator Efraín Ríos Montt (1922-1997) starb mit 75 Jahren im April dieses Jahres. Der Sohn von Großgrundbesitzern und spätere General hatte sich 1982 an die Macht geputscht und dann in einer 15 Monate andauernden Schreckensherrschaft seine Schergen über Land geschickt, um Angehörige der indigenen Maya-Bevölkerung, die in Opposition zu ihm standen, niederzukämpfen.

Laut UN-Angaben lies er 448 Dörfer in Schutt und Asche legen, befahl mit Rückendeckung der US-Regierung knapp über 600 Massaker, denen rund 17000 Landsleute zum Opfer fielen, und erklärte derweil als Prediger der evangelikalen „Bruderschaftskirche“, dass sein blutiger Feldzug für Recht und Ordnung „gottgewollt“ sei.

2013 wurde Ríos Montt wegen Völkermords und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu 80 Jahren Haft verurteilt. Doch das Verfassungsgericht Guatemalas hob das Urteil wegen angeblicher Verfahrensfehler auf.

Pax Christi prangert steigende Rüstungsexporte an

Die deutsche Sektion der katholischen Friedensbewegung Pax Christi hat den gestiegenen Waffenhandel

weltweit und den Anteil deutscher Rüstungsfirmen scharf kritisiert. "Munition und Waffen aus Deutschland befeuern die Konflikte und Kriege auf der Welt", klagte Generalsekretärin Christine Hoffmann bei einer Pressekonferenz in Berlin. Sie forderte als Konsequenz ein Rüstungsexportkontrollgesetz, das dem Parlament Kontrollrechte einräume und friedensbewegten Gruppen ein Klagerecht gegen Rüstungsexportgenehmigungen ermögliche.

Der internationale Waffenhandel ist in den vergangenen fünf Jahren um zehn Prozent gewachsen. Ein Drittel aller Waffen und Rüstungsgüter (32 Prozent) ging in den Jahren 2013 bis 2017 in den Nahen und Mittleren Osten, mehr als doppelt so viele wie in den fünf Jahren davor.

Größter Rüstungsexporteur blieben 2013-2017 die USA mit 34 Prozent aller Waffenverkäufe. Das Land steigerte seine Rüstungsexporte damit gegenüber der vorherigen Fünfjahresperiode um ein Viertel. Es folgen Russland, Frankreich, Deutschland und China.

Insgesamt wuchs der internationale Waffenhandel - also Export und Import - um zehn Prozent. Größter Waffenimporteur blieb in den vergangenen fünf Jahren Indien.

Vatikan: Amazonas-Synode im Oktober 2019

Der brasilianisch-österreichische Bischof Erwin Kräutler ist von Papst Franziskus in das Vorbereitungs-

gremium für die im Oktober 2019 in Rom stattfindende Sonderbischofssynode berufen worden, die sich mit aktuellen Fragestellungen zur indigenen Kultur, zur Seelsorge und zur Umwelt beschäftigen wird. Der emeritierte Bischof von Altamira/Xingu, der flächenmäßig größten Diözese Brasiliens, ist eines der 18 Mitglieder des vorsynodalen Rates der mit dem römischen Generalsekretariat der Bischofssynode bei der Vorbereitung der Bischofsversammlung zusammenarbeiten soll. Auf ausdrücklichen Wunsch von Papst Franziskus wird die Synode unter dem offiziellen Titel stehen: "Amazonas - neue Wege für die Kirche und für eine integrale Ökologie".

Der 78-jährige Kräutler ist weiterhin Sekretär der brasilianischen Bischöflichen Kommission für Amazonien und im länderübergreifenden kirchlichen panamazonischen Netzwerk REPAM (Rede Eclesial Panamazonica) tätig.

Unter den Ernannten für den vorsynodalen Rat finden sich neben Kräutler auch die REPAM-Präsidenten Kardinal Claudio Hummes (emeritierter Erzbischof von Sao Paulo) und Erzbischof Pedro Ricardo Barreto Jimeno (Huancaayo, Peru).

Vorerst einzige Frau im Team ist Maria Irene Lopes Dos Santos, Delegierte des CLAR-Verbands der katholischen Orden in Lateinamerika und der Karibik.

Fundsachen

Augenwischerei

Wenn die sogenannten „Mächtigen dieser Welt“ veraltete Waffensysteme entsorgen, können wir Gift darauf nehmen, dass sie uns diesen Vorgang propagandistisch als Teil ihrer „unablässigen Abrüstungsbemühungen“ verkaufen - Augenwischerei pur. Durch Zufall stießen wir dieser Tage auf eine Erklärung von 2011 des damaligen amerikanischen Energieminister Steven Chu (renommierter Physiker und Nobelpreisträger), dass auf seine Veranlassung hin auf dem Gelände der PANTEX-Fabrik im texanischen Amarillo die letzte von 340 B-53-Wasserstoffbomben entschärft worden sei und damit ab sofort für niemanden mehr eine Gefahr darstelle. Denn immerhin sei die B-53 ein Gigant unter Amerikas Atomwaffen gewesen. Sie habe 750-mal mehr Zerstörungskraft besessen als die am 6. August 1945 über Hieroshima abgeworfene A-Bombe „Little Boy“, die in der süd-japanischen Stadt auf einen Schlag knapp über 160.000 Menschenleben ausgelöscht und mindestens nochmal so viele Bewohner von Hieroshima und Umgebung langfristig zu Krüppeln gemacht hatte. Trotz der Entsorgungsmaßnahme, so Chu, sei Amerika aber weiterhin für den Notfall gewappnet. Denn die US-Luftwaffe verfüge neben rund 600 B-83-Wasserstoffbomben noch über viele Tausende von anderen Nuklearwaffen.

Diktatur

Unter dem Titel „Deutscher Narrenspiegel“ schrieb Heinrich Böll in einem ZEIT-Aufsatz vom 14.10.1983: „Diktatur ist ja nicht nur die Brutalität grölender Straßenhorden und blutrünstiger Schergen, sie ist auch Sprachdiktatur: vorgeschriebene Sprache, die vorgeschriebenes Denken (hier wäre an Milosz' Verführtes Denken zu erinnern) bewirkt.“

Uffm Tärmsche

Zu den vielen Kinderliedern, die den hessischen Mundartdichter Friedrich Stoltze (1816-1891) unvergesslich gemacht haben, gehört die Ballade:

Sitzt e Wärmsche uffm Tärmsche
mit em Schärmsche unnerm Ärmsche.
Kimmt a Schtärmsche, holt des Wärmsche,
mit em Schärmsche unnerm Ärmsche,
vun dem Tärmsche.

Was zum Teufel ist Wasser?

Von dem bekannten amerikanischen Schriftsteller David Foster Wallace (1962-2008), der sich während seines kurzen Lebens immer wieder mit der Frage der Empathie beschäftigte, stammt folgende didaktische Parabel:

Schwimmen zwei junge Fische ihres Weges.
Irgendwann kommt ihnen ein alter Fisch entgegen, lächelt und will wissen: „Na, Jungens, wie ist das Wasser heute?“
Die beiden schauen sich zunächst nur verständnislos an und schwimmen stumm weiter.
Nach einer Weile fragt dann der eine Jungfisch den anderen: „Hey Jonny, was zum Teufel ist Wasser?“

Unversöhnlich

Als Kardinal Reinhard Marx Anfang dieses Jahres für einen versöhnlichen Umgang mit den in der Schwangerenkonfliktberatung von „Donum Vitae“ tätigen Frauen und Männern plädierte, kam nicht nur von Kardinal Rainer Maria Woelki aus Köln, sondern auch von Bischof Rudolf Voderholzer aus Regensburg eine Absage. Dessen Vorgänger Gerhard Ludwig Müller hatte bereits 2008, also vor nunmehr 10 Jahren, der CSU-Bundestagsabgeordneten Maria Eichhorn, damals Vorsitzende von „Donum Vitae in Bayern“ und Frontfrau der „Kulturstiftung Regensburger Domschatzen“, mitteilen lassen, dass sie sich das gewünschte Ständchen des Knabenchors zu ihrem 60. Geburtstag leider „abschminken“ müsse.

Sommerfrische

Zupf dir ein Wölkchen aus dem Wolken-
weiß,
Das durch den sonnigen Himmel schreitet,
Und schmücke den Hut, der dich begleitet,
Mit einem grünen Reiß.

Verstecke dich faul in der Fülle der Grä-
ser,
Weil´s wohltut, weil´s frommt,
Und bist du ein Mundharmonikabläser
Und hast eine bei dir, dann spiel, was dir
kommt.

Und lass deine Melodien lenken
Von dem freigegebenen Wolkengezupf.
Vergiss dich. Es soll dein Denken
Nicht weiter reichen, als ein Grashüpfer-
hupf.

Von: Joachim Ringelnatz

Dante Alighieri

Der große italienische Dichter Dante Alig-
hieri (1265-1321) gelangte u.a. durch sei-
nen „Traktat über die Monarchie“, in wel-
chem er die „kanonistische Weltherrschaft
der Päpste“ aufs Korn nahm, zu Welt-
ruhm.

In seinem Werk „Mittelalter“ (Lizenzaus-
gabe im Parkland Verlag Köln, 2004)
schreibt der Historiker Friedrich Heer:
„Sechshundert Jahre nach Dantes Tod in
der Verbannung in Verona, hat Papst Be-
nedikt XV. im Rundschreiben „Praeclara“
am 30. April 1921 dem Genius des Dich-
ters gehuldt und in dieser Kundgebung
an die Weltkirche wiederholt Dantes Mo-
narchia lobend zitiert, die so lange auf
dem Index (der verbotenen Bücher)
stand“ (vgl. S. 601).

Veteranen

In einem 3-seitigen Dossier („Heimkehr
der gebrochenen Helden“) befasste sich
DIE ZEIT in ihrer Ausgabe vom 24. Okto-
ber 2007 mit den 25 Millionen Kriegsvete-
ranen der USA. Rund 30 Prozent von
ihnen kamen als körperliche und seelische
Wracks in die Heimat zurück.
Eines von über 500 medizinischen Zentren
und Kliniken der sogenannten US-Vetera-

nenverwaltung (Jahreshaushalt: 72 Milli-
arden US-Dollar) ist das große Veteranen-
krankenhaus in Atlanta (Bundesstaat Ge-
orgia). Der Autor des ZEIT-Dossiers
schreibt: „Die langen Flure sind nach all
den Kriegen benannt: World War I Walk -
Korean War Drive – Vietnam War Avenue –
Desert Storm Road.“

Hasenfutter

Als es in den Nachkriegsjahren an allem
fehlte und natürlich auch Brennholz fast
immer knapp war, so erzählte uns dieser
Tage eines unserer Redaktionsmitglieder,
sei auch er wenigstens zweimal die Woche
mit dem Handwägelchen auf Holzklau im
Wald gewesen.

Eines schönen Abends habe ihn dann der
Förster erwischt und gefragt: „Was haben
wir denn hier in dem Wägelchen?“

Da habe er nicht lange überlegt und ge-
antwortet: „Hasenfutter!“

„Soso, Hasenfutter“, habe der Förster
knurrend erwidert und die illegale Fuhr
dann aber doch noch lachend freigegeben,
nachdem unser Redaktionsmitglied verdat-
tert gesagt hatte: „Wenn´s die Hasen nicht
fressen, wird´s verbrannt!“

Erleichterung

Mit einem großen Seufzer der Erleichte-
rung gesteht eine in die Jahre gekommene
Oma ihrer Nachbarin: „Wenn die Kinder
mal 50 sind, haben wir das Größte hinter
uns!“

Die Glosse

Rauschheim um den ersten April herum

Lieber Sepp, alter Kumpel,

Du hast ja wie ich eine eingeherratete, pro-
testantische Schwiegertochter. Wenn man
jetzt - wie wir zwei - auch noch was von
gelebter Ehe versteht, dann geht einem
erst der Kannibalismus in dem Beschwer-

debrief der 7 Bischöfe (mit Kardinal Woelungslosen Junggesellen beim Papst gegen den gemeinsamen Kommuniongang von konfessionsverschiedenen Eheleuten auf die Barrikaden gehen, und diesen auf Teufel komm raus hintertreiben wollen. Stell Dir vor, Deine Frau wär überzeugt evangelisch und tät, weil sie keine bornierte Katholikenfresserin wär, bereit sein, mit Dir in der gemeinsam besuchten Messe zur Kommunionbank zu gehen. Dort tät sie der Pastor brüsk als wie eine Ungläubige zurückweisen: "Du gehörst nicht zu uns!" Sepp, sowas kannst Du Dir natürlich nur von einem zölibatären Junggesellen vorstellen, und zwar von einem, dem seine pflegeväterlichen Eignungen, anders als wie beim hl. sankt Joseph, im Zölibat völlig verkümmert sind, und der überhaupt nicht mehr familiär denken kann. Solchen ist ihr Zölibat zum rücksichtslosen Junggesellentum verkommen.

Während meiner Empörung habe ich dann unseren Freund Korbinian getroffen. Bei dem ist wegen des Theaters um die Interkommunion die Zornesröte ins Kraut geschossen, und er hat mir verklickert: „Die allermeisten von uns, die wo in einer Mischehe leben, denken, was kümmert uns das Auftrumpfen von alten Junggesellen, auch wenn sie aus der Hierarchie sind. Wir haben das Abendmahlswort von Jesus. „Esset alle davon“ und entscheiden danach, und zwar selbständig.

Wie damals, als es um dem Pillen-Paul seine Enzyklika gegen die Geburtenregelung gegangen ist, bestärkt dieser Brief eher die Schnuppigkeit bei den Betroffenen als wie, dass er noch aufregen tät. „Joseph“, hat er dann fortgefahren, „so beobachte ich das: Viele Mischehler schütteln nur noch den Kopf, weil ihnen die Oberhäupter der Kirche wie aus der Zeit gefallen vorkommen. Die laufen schon so weltfremd kostümiert herum und tuen noch weltfremder wirken, wenn sie zu reden oder zu schreiben anfangen. Die merken nicht einmal, dass sie kaum noch ernst genommen werden.

ki an der Spitze) auf, wodrin diese ah-

Manche Mannskerle amüsieren sich total, wenn die 7 Briefschreiber mit Woelki sie für 'Schafe' oder 'Pfarrkinder' halten. Einige Bischöfe meinen also immer noch, wir Gläubigen täten ihnen wie die Schafe den Hirten, ohne zu meutern, durch Dick und Dünn folgen. Sepp, darauf kommst Du nur, wenn Du als Junggeselle alt geworden bist, ohne dass deine Frau dich korrigiert hat“.

Sepp, eines muss ich Dir noch sagen: „Die Sieben haben ihren Beschwerdebrief hinter dem Rücken von Kardinal Marx und der Bischofskonferenz, die wo mit einer Zweidrittelmehrheit für die Zulassung der protestantischen Ehepartner zu unserer Kommunion gestimmt hat, an unseren Papst Franziskus geschickt und dabei getan, als wenn der Woelki mit seinen sechs Kumpanen 'Das Fähnlein der sieben Aufrechten' der katholischen Glaubenslehre wären. Damit Du keinen falschen Bischof verdächtigst, hier die Namen der Sieben: Woelki, Köln; Schick, Bamberg; Zdarsa, Augsburg; Hanke, Eichstätt; Ipolt, Görlitz; Vorderholzer, Regensburg.“

Übrigens, in Großbritannien und Kanada ist den evangelischen Ehepartnern die Teilnahme an unserer Kommunion erlaubt.

Sepp, alter Kumpel, fall mir trotz solcher Oberhirten nicht vom Glauben ab! Ich halte ja auch durch!

Sei begrüßt von Deinem Freund Joseph

P.S.: Bei den sieben Oberhirten seh ich auch eine große Ähnlichkeit mit der Leistung von den „Sieben Schwaben“ der Brüder Grimm.
